Jules Verne

# Die Chancellor

## Das Tagebuch des Passagiers J. R. Kazallon

Mit 45 Illustrationen von Riou





Jules Verne

**Die Chancellor**

Das Tagebuch des Passagiers J. R. Kazallon Mit 45 Illustrationen von Riou




Titel der Originalausgabe:

Le Chancellor (Paris 1875)

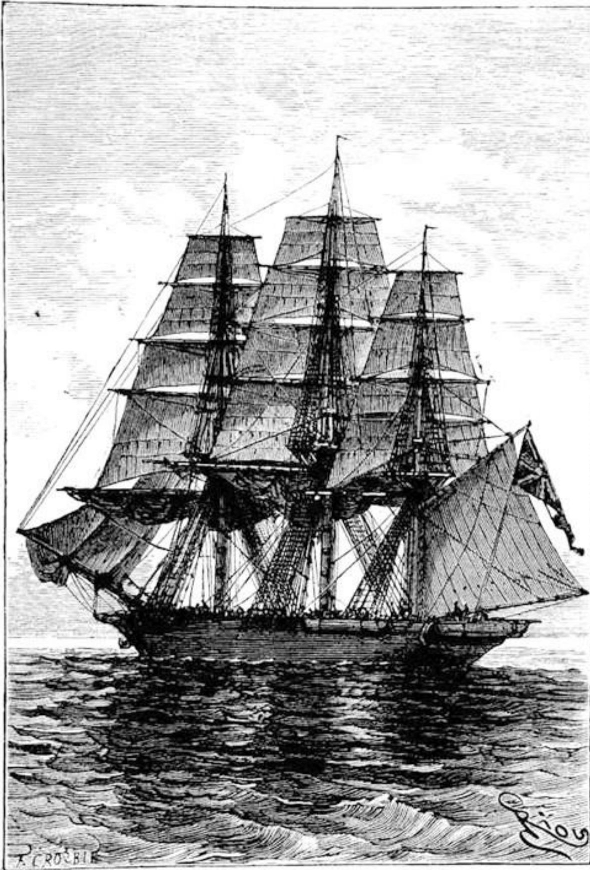
Nach zeitgenössischen Übersetzungen überarbeitet von Günter Jürgensmeier

# 1

Charleston, 27. September 1869. – Um 3 Uhr nachmittags verlassen wir den Batterie-Kai. Rasch führt uns die Ebbe dem freien Meer zu. Kapitän Huntly hat alle Segel beisetzen lassen, und der Nordwind treibt die ›Chancellor‹ quer durch die Bai von Charleston. Bald ist Fort Sumter umschifft und die Batterien, die den Hafen bestreichen, liegen uns zur Linken. Um 4 Uhr passiert unser Schiff die enge Einfahrt, durch die bei sinkendem Wasser eine schnelle Strömung flutet. Von hier aus ist die eigentliche offene See freilich noch ziemlich weit entfernt und nur durch enge gefährliche Wasserstraßen zwischen ausgedehnten Sandbänken zu erreichen. Kapitän Huntly biegt in das Fahrwasser nach Südwesten ein und hält auf den Leuchtturm an der linken Spitze von Fort Sumter zu.

Die Segel werden so dicht wie möglich gegen den Wind gestellt, und um 7 Uhr abends bleibt der letzte Ausläufer der Sandbänke hinter unserem Fahrzeug zurück, das nun in den Atlantischen Ozean hinaussteuert.

Die ›Chancellor‹, ein schöner Dreimaster von 900 Tonnen, gehört dem reichen Haus der Gebrüder Leard in Liverpool. Das Schiff ist 2 Jahre alt, mit Kupfer bekleidet, aus Teakholz gebaut und führt, außer dem Besanmast, Untermaste und Takelage aus Eisen. Das solide und schöne Schiff, beim Büro Veritas unter A1 klassifiziert, vollendet eben seine dritte Reise zwischen Charleston und Liverpool. Bei der Abfahrt aus Charleston hißte es die englische Flagge; ein Seemann hätte aber auch ohne sie seinen Ursprung auf den ersten Blick erkannt: es war wirklich, für was es sich ausgab, d.h. englisch von der Wasserlinie bis zur Mastspitze.



An Bord der ›Chancellor‹, die jetzt nach England zu-rücksegelte, habe ich mich aus folgenden Gründen eingeschifft:

Zwischen South Carolina und dem Vereinigten Königreich besteht keine direkte Dampfverbindung. Um eine transatlantische Linie zu erreichen, müßte man entweder nach Norden hinauf bis New York gehen oder nach Süden hinunter, bis New Orleans. Zwischen New York und der alten Welt unterhalten verschiedene englische, deutsche und französische Gesellschaften eine häufige und sichere Verbindung, und von dort aus hätte mich eine ›Scotia‹, ›Holsatia‹ oder ein ›Pereire‹ (bekannte Schiffe jener Linien) schnell genug meinem Bestimmungsort zugeführt. Zwischen New Orleans und Europa verkehren die Dampfer der National Steam Na-vigation Co., die sich an die französische Linie nach Colon und Aspinwall anschließen. Als ich aber auf den Kais in Charleston dahinging, sah ich die ›Chancellor‹. Das Schiff gefiel mir, und ich weiß nicht, welcher Instinkt mich an sein Bord trieb. Es ist übrigens recht bequem eingerichtet, und bei günstigem Wind und Meer – wobei die Schnelligkeit fast die der Dampfer erreicht – ziehe ich es nach allen Seiten hin vor, mit einem

Segelschiff zu reisen. Zu Anfang des Herbsts hält sich in diesen niedrigen Breiten die Witterung noch sehr schön. Ich entschied mich also für die Überfahrt auf der ›Chancellor‹.

Habe ich daran wohl getan? Werde ich es zu bereuen haben? Die Zukunft wird es lehren. Ich will meine Beobachtungen täglich notieren, und jetzt, da ich schreibe, weiß ich selbst noch nicht mehr als die Leser dieses Tagebuchs, wenn es überhaupt jemals Leser findet.

## 2

28. September. – Ich erwähnte schon, daß der Kapitän der ›Chancellor‹ Huntly heißt – mit Vornamen John Silas. Er ist ein Schotte aus Dundee, etwa 50 Jahre alt und macht den Eindruck eines erfahrenen Ozeanschiffers. Bei nur mittlerer Körpergröße sind seine Schultern nicht breit, sein Kopf, den er aus Gewohnheit immer nach der linken Seite neigt, ist etwas klein. Ohne Physiognomiker ersten Ranges zu sein, glaube ich schon, auch wenn ich Kapitän Huntly erst seit wenigen Stunden kenne, ein Urteil über ihn abgeben zu können.



Daß Silas Huntly das Ansehen eines guten Seemanns habe und in seinem Fach wohlunterrichtet sei, dem wi-derspreche ich nicht; daß in diesem Mann aber ein fester Charakter stecke, der unbeugsam jeder Prüfung entgegenträte, nein, das ist nicht möglich.

In der Tat erscheint die Haltung des Kapitäns etwas schwerfällig, sein Körper ziemlich abgespannt.

Er ist nachlässig, das sieht man an seinem unsicheren Blick, den passiven Bewegungen der Arme und seinem Schwanken, bei dem er von einem Bein auf das andere fällt. Dieser Mann ist nicht energisch, kann es nicht sein, nicht einmal starrköpfig, denn seine Augen haben kein Feuer, sein Kinn ist fein und weich und seine Hände scheinen sich gar nicht ballen zu können; außerdem fällt mir an ihm noch ein eigentümliches Wesen auf, das ich mir noch nicht zu erklären vermag, doch werde ich ihm auch ferner diejenige Aufmerksamkeit schenken, die der Befehlshaber eines Schiffes verdient, auf dem er sich »nach Gott den nächsten« nennt.

Wenn ich nicht irre, befindet sich aber zwischen Gott und Silas Huntly noch ein anderer an Bord, der gegebenenfalls eine hervorragende Stelle einzunehmen bestimmt scheint, das ist der zweite Offizier der ›Chancellor‹, den ich noch nicht genügend studiert habe und von dem zu sprechen ich mir für später vorbehalte.

Die Besatzung der ›Chancellor‹ besteht aus Kapitän Huntly, dem zweiten Offizier Robert Kurtis, dem Leutnant Walter, einem Hochbootsmann und 14 Matrosen, lauter Engländer oder Schotten, zusammen also 18 Seeleute, – eine Anzahl, die zur Führung eines Dreimasters von 900 Tonnen Gehalt völlig hinreichend ist. Die Männer scheinen ihr Geschäft alle gut zu verstehen. Was ich bis jetzt davon sah, beschränkte sich freilich darauf, daß sie unter dem Kommando des zweiten Offiziers in dem engen Fahrwasser vor Charleston sehr geschickt manövrierten.



Ich vervollständige das Verzeichnis der auf der ›Chancellor‹ eingeschifften Personen durch Erwähnung des Steward Hobbart, des Negerkochs Jynxtrop und durch Hinzufügung einer Liste der Passagiere.

Von letzteren zähle ich, wenn ich mich mitrechne, 8 Personen. Noch kenne ich sie kaum, doch werden die Eintönigkeit einer längeren Überfahrt, die kleinen Vorkommnisse jedes Tages, die unumgängliche Berührung mehrerer auf so engem Raum zusammen wohnender Leute, das natürliche Bedürfnis, seine Gedanken aus-zutauschen und die dem Menschenherzen eingeborene Neugier uns zeitig genug einander näherbringen. Bis jetzt haben uns noch der Wirrwarr der Einschiffung, die Besitznahme der Kabinen, die Einrichtungen, die eine Reise von 3 bis 4 Wochen nötig macht, und verschiedenerlei andere Geschäfte voneinander ferngehalten. Gestern und heute erschienen noch nicht einmal alle bei Tisch, und vielleicht leiden einige an der Seekrankheit.

Noch habe ich sie nicht einmal alle gesehen, weiß aber, daß sich unter den Passagieren zwei Damen befinden, die in der hintersten Kabine wohnen, deren Fenster im Spiegel des Fahrzeugs angebracht sind.

Hier folge eine Liste, wie ich sie der Schiffsrolle entnehme:

Mr. und Mrs. Kear, Amerikaner, aus Buffalo; Miss Herbey, Engländerin, Gesellschaftsdame von Mrs. Kear; Mr. Letourneur und Sohn, André Letourneur, Fran-zosen, aus Le Havre; William Falsten, Ingenieur aus Manchester, und John Ruby, Kaufmann aus Cardiff, beide Engländer, endlich J. R. Kazallon aus London, der Verfasser dieser Zeilen.

# 3

29. September. – Das Konnossement des Kapitän Huntly, d.h. die Akte, in der die in der ›Chancellor‹ verladenen Waren aufgeführt und die Frachtbedingungen festge-stellt sind, lautet wörtlich folgendermaßen:

»Herren Bronsfield u. Co., Kommissionäre, Charleston.

Ich, John Silas Huntly aus Dundee (Schottland), Kommandant des Schiffes Chancellor, 900 Tonnen Last, gegenwärtig in Charleston, um mit dem ersten günstigen Wind auf kürzestem Weg und unter dem Schutz Gottes abzufahren und bis vor die Stadt Liverpool zu segeln, – bekenne hiermit von den Herren Bronsfield & Co., Handelskommissionären in Charleston, unter das sonst leere Oberdeck des erwähnten Schiffes 1.700 Ballen Baumwolle im Wert von 26.000 Pfd. Sterl.[1], alles in gutem Zustand, markiert und numeriert laut Buch, angeliefert erhalten zu haben, welche Waren ich, abgesehen von den Gefahren und Zufällen des Meeres, in bestem Zustand in Liverpool an die Herren Gebr. Leard oder deren Ordre abliefern und mich für meine Frachtspesen mit 2.000 Pfd. Sterl.,[2] nicht mehr, laut Charterbrief bezahlt machen werde; Havarieschäden nach Seegebrauch und Herkommen. Zur Bekräftigung dieses habe ich verpflichtet und verpflichte hiermit meine Person, mein Vermögen und das genannte Fahrzeug mit allem Zubehör.

Zu dem Zweck habe ich drei gleichlautende Konnossemente unterzeichnet und es sollen nach Erledigung eines derselben die anderen null und nichtig sein.

Geschehen zu Charleston, am 13. Sept. 1869. J. S. Huntly.«

Die ›Chancellor‹ führt also 1.700 Ballen Baumwolle nach Liverpool. Absender: Bronsfield & Co. in Charleston. Empfänger: Gebrüder Leard in Liverpool.

Da das Schiff eigens zum Baumwolltransport eingerichtet ist, wurde die Ladung mit größter Sorgfalt verstaut. Bis auf einen kleinen für das Passagiergepäck freigelassenen Teil nehmen die Ballen den ganzen Frachtraum ein und bilden, da sie mittels Winden sehr fest verschnürt sind, nur eine äußerst kompakte Masse. Kein Eckchen des Frachtraums ist auf diese Weise ungenutzt geblieben, ein günstiger Umstand für ein Schiff, das dabei seine volle Warenladung aufzunehmen vermag.

# 4

30. September bis 6. Oktober. – Die ›Chancellor‹ ist ein schneller Segler, der viele Schiffe von gleicher Größe leicht überholen würde, und seitdem die Brise aufgefrischt hat, läßt er einen langen, kaum übersehbaren Streifen wirbelnden Kielwassers hinter sich, so daß man ein langes weißes Spitzengewebe, das auf dem Meer wie auf blauem Untergrund hingebreitet läge, zu sehen vermeint.

Der Ozean ist vom Wind nur wenig bewegt. So viel ich weiß, wird niemand an Bord von dem Schwanken und Stampfen des Schiffes besonders belästigt. Übrigens befindet sich keiner der Passagiere auf der ersten Überfahrt und alle sind mehr oder weniger mit dem Meer vertraut. Zur Zeit des Essens bleibt jetzt kein Platz am Tisch leer.

Zwischen den Passagieren knüpfen sich allmählich Verbindungen an und das Leben an Bord gestaltet sich weniger einförmig. Der Franzose, Mr. Letourneur, und ich, wir plaudern häufiger miteinander.

Mr. Letourneur ist ein Mann von 50 Jahren, hohem Wuchs, weißem Haar und ergrauendem Bart. Er erscheint noch älter, als er wirklich ist, – eine Folge langjährigen Kummers, der an ihm nagte und ihn auch heute noch verzehrt. Offenbar trägt dieser Mann eine nie versiegende Quelle der Traurigkeit mit sich herum, was man an seinem herabgekommenen Körper und dem häufig auf die Brust niedersinkenden Kopf leicht erkennt.

Nie lacht er, nur selten lächelt er, und dann nur seinem Sohn gegenüber. Seine Augen sind sanft, blicken aber stets nur wie durch einen feuchten Schleier. Sein Gesicht verrät eine ganz charakteristische Mischung von Kümmernis und Liebe, und seine ganze Erscheinung atmet eine gewisse wohlwollende Güte.

Man kommt auf den Gedanken, daß Mr. Letourneur über irgendein unverschuldetes Unglück traure.

So ist es auch; doch wer sollte kein schmerzliches Mitgefühl empfinden, wenn er die wirklich übertriebe-nen Vorwürfe hört, die er sich als »Vater« selbst macht!

Mr. Letourneur ist nämlich mit seinem etwa 20jährigen Sohn André, einem sanften, einnehmenden jungen Mann, an Bord. Dieser hat zwar im Gesicht einige Ähnlichkeit mit seinem Vater, aber – und das ist eben die Ursache des nie gestillten Schmerzes des letzteren, –

André ist gebrechlich. Sein linkes, stark nach außen verrenktes Bein zwingt ihn zu hinken, so daß er ohne Stock, auf den er sich stützt, gar nicht gehen kann.

Der Vater betet sein Kind an, und man sieht, daß sein ganzes Leben jenem unglücklichen Wesen gewidmet ist.

Er leidet durch das angeborene Gebrechen des Sohnes weit mehr, als sein Sohn selbst, und erbittet von diesem wohl dann und wann Verzeihung! Seine Hingebung gegen André äußert sich jeden Augenblick von neuem. Er verläßt ihn nicht, belauscht seine geheimsten Wünsche, achtet auf alles, was jener tut. Seine Arme gehören mehr dem Sohn, als ihm selbst, sie umschlingen ihn und unterstützen ihn, wenn sich der junge Mann auf dem Verdeck der ›Chancellor‹ ergeht.

Mr. Letourneur hat sich mir enger angeschlossen, und spricht unausgesetzt von seinem Kind.

Heute sprach ich ihn folgendermaßen an:

»Eben komme ich von Mr. André. Sie haben einen guten Sohn, Mr. Letourneur, er ist ein begabter und unterrichteter junger Mann.«

»Jawohl, Mr. Kazallon«, antwortet mir Mr. Letourneur, dessen Lippen ein schwaches Lächeln versuchen, »eine schöne Seele in einem elenden Körper, – die Seele seiner armen Mutter, die starb, als sie ihm das Leben gab.«

»Er liebt Sie sehr.«

»Das gute Kind!« flüstert den Kopf senkend Mr. Letourneur. »Oh«, fährt er dann fort, »Sie können es nicht mitfühlen, was ein Vater leidet beim Anblick seines gebrechlichen, von Geburt auf gebrechlichen Kindes!«

»Mr. Letourneur«, erwiderte ich ihm, »bei dem Unglück, das Ihren Sohn betroffen hat, teilen Sie die Last nicht ganz gerecht. Ohne Zweifel ist André tief zu beklagen, aber ist es denn gar nichts, von Ihnen so wie er geliebt zu werden? Eine Körperschwäche erträgt sich leichter, als ein Seelenleiden, und das letztere trifft Sie doch ganz allein. Wiederholt beobachtete ich aufmerksam Ihren Sohn, und wenn ihm irgend etwas nahegeht, so glaube ich behaupten zu können, daß das nur Ihre persönliche Bekümmernis ist...«

»Die ich ihm gegenüber stets verberge!« fällt mir Mr.

Letourneur schnell ins Wort. »Ich habe nur einen Lebenszweck, den, ihm fortwährend Zerstreuung zu verschaffen. Trotz seiner Schwäche erkannte ich an ihm eine leidenschaftliche Reiselust. Sein Geist hat Füße, nein, hat wirklich Flügel und schon seit mehreren Jahren reisen wir zusammen. Erst besuchten wir ganz Europa, und eben jetzt kehren wir von einer Tour durch die Hauptstaaten der Union zurück. Die Erziehung Andrés habe ich, da ich ihn keiner öffentlichen Schule anvertrauen wollte, selbst geleitet und jetzt vollende ich sie durch Reisen. André besitzt lebendige Auffassung und glühende Phantasie. Er ist empfindsam, und manchmal bilde ich mir ein, daß er vergessen könne, wenn ich seine Begeisterung für die großartigen Naturschau-spiele sehe.«

»Ja, mein Herr..., gewiß...«, sage ich.

»Aber wenn er auch vergäße«, ergreift Mr. Letourneur wieder das Wort und begleitet es mit einem bekräftigenden Händedruck, so vergesse ich nicht und werde nie vergessen können. Glauben Sie wohl, mein Herr, daß mein Sohn seiner Mutter und mir jemals vergeben kann, ihm ein so elendes Leben geschenkt zu haben?«

Der Schmerz dieses Vaters, der sich wegen eines Unglücks anklagt, für das kein Mensch verantwortlich sein kann, zerreißt mir das Herz. Ich will ihn trösten, doch in dem Augenblick erscheint sein Sohn. Mr. Letourneur läuft auf ihn zu und hilft ihm die etwas steile Treppe zum Oberdeck hinauf.

Dort setzt sich André Letourneur auf eine der Bänke, die unter einigen Hühnerkäfigen angebracht sind, und sein Vater nimmt neben ihm Platz. Beide plaudern, und ich mische mich in ihre Unterhaltung. Sie betrifft die Fahrt der ›Chancellor‹, die Aussichten der Überfahrt an Bord. Mr. Letourneur hat ebenso wie ich von Kapitän Huntly einen mittelmäßigen Eindruck bekommen. Die Unentschiedenheit dieses Mannes, seine etwas schläfrige Erscheinung hat ihn unangenehm berührt. Dagegen fällt Mr. Letourneur ein sehr günstiges Urteil über den zweiten Offizier, Robert Kurtis, einen wohlgebauten Mann von 30 Jahren mit großer Muskelkraft, der immer aktiv ist und dessen lebhafte Willenskraft sich fortwährend in Handlungen auszudrücken sucht.

Robert Kurtis betritt eben jetzt das Verdeck. Ich fasse ihn schärfer ins Auge und wundere mich, daß er mir vorher noch nicht mehr aufgefallen ist. Da steht er in

straffer und doch ungezwungener Haltung, mit stolzem Blick und wenig gerunzelten Augenbrauen. Ja, das ist ein energischer Mann, der den kalten Mut wohl besitzen mag, der den wahren Seemann auszeichnen muß.

Gleichzeitig ist ihm ein gutes Herz eigen, denn er interessiert sich für den jungen Letourneur und sucht ihm bei jeder Gelegenheit behilflich zu sein.

Nach Beobachtung des Himmels und einem Blick über das Segelwerk nähert sich uns der zweite Offizier und nimmt an der Unterhaltung teil.

Ich sehe, daß der junge Letourneur gern mit ihm spricht. Robert Kurtis teilt uns einiges über die Passagiere mit, zu denen wir noch nicht in nähere Beziehung getreten sind.

Mr. und Mrs. Kear sind beide Amerikaner aus dem Norden, die ihre Reichtümer der Ausbeutung der Öl-quellen verdanken. Bekanntlich ist ja hierin überhaupt die Ursache manches großen Vermögens in den Vereinigten Staaten zu suchen. Dieser Mr. Kear, ein Mann von etwa 50 Jahren, dem man den »Parvenü« ansieht, ist ein trauriger Tischgenosse, der nichts als sein persönliches Vergnügen im Auge hat. Fortwährend klappert das Metall in seinen Taschen, in denen die Hände unausgesetzt herumwühlen. Stolz, aufgeblasen, ein Anbeter seiner selbst und Verächter aller anderen, trägt er eine affektierte Teilnahmslosigkeit für alles, was ihn nicht direkt angeht, zur Schau. Er brüstet sich wie ein Pfau, »er riecht sich, er schmeckt sich und kostet sich«, um mit den Worten des berühmten Physiognomikers Gratiolet zu reden. Er ist ein Dummkopf und ein Egoist dazu. Ich begreife nicht, warum er an Bord der ›Chancellor‹ gegangen ist, da das einfache Kauffahrteischiff ihm den Komfort der transatlantischen Dampfer ja doch nicht gewähren kann.

Mrs. Kear ist eine nichtssagende, nachlässig auftretende Frau, der man die 40 Jahre an den Schläfen schon ansieht, geistlos, unbelesen und ohne Unterhaltungsgabe. Sie schaut wohl hinaus, aber sieht nichts; sie hört wohl, aber versteht nichts. Ob sie wohl denkt? Ich möchte es nicht behaupten.

Die einzige Beschäftigung dieser Frau besteht darin, sich jeden Augenblick von ihrer Gesellschaftsdame, der Miss Herbey, einer 20jährigen Engländerin von sanftem und einnehmendem Wesen, bedienen zu lassen, einem jungen Mädchen, das die wenigen Pfund, die ihr der Ölbaron zuwirft, wohl nicht ohne Kränkung annimmt.

Diese Dame ist sehr hübsch; eine Blondine mit tiefblauen Augen, zeigt sie nicht jenes nichtssagende Gesicht, dem man bei so vielen Engländerinnen begegnet.

Gewiß wäre ihr Mund reizend, wenn sie einmal Zeit oder Gelegenheit hätte, zu lächeln. Worüber sollte das arme Mädchen aber lächeln können, da sie jeden Augenblick den sinnlosen Nörgeleien und lächerlichen Launen ihrer Herrin ausgesetzt ist? Doch wenn Miss Herbey im Inneren gewiß tief leidet, so verbirgt sie das doch und erscheint in ihr Schicksal völlig ergeben.

William Falsten, ein Ingenieur aus Manchester, vertritt den vollkommen englischen Typ. Er leitet ein großes Wasserwerk in South Carolina und geht jetzt nach Europa, um neue verbesserte Maschinen kennenzulernen, unter anderem die Zentrifugen der Firma Cail. Ein Mann von 45 Jahren, steckt etwas von einem Gelehrten in ihm, der aber nur an seine Maschinen denkt, den Mechanik und Berechnungen von Kopf bis Fuß erfüllen und der darüber hinaus für nichts mehr Sinn hat. Wen er in seine Unterhaltung verwickelt, der kann unmöglich wieder davon loskommen und bleibt wie von einem endlosen Zahnrad darin gefesselt.

Mr. Ruby endlich repräsentiert den ganz gewöhnlichen Kaufmann ohne Erhabenheit und Originalität.

Seit 20 Jahren hat dieser Mann nichts getan, als zu kaufen und zu verkaufen, und da er im allgemeinen teurer verkaufte, als er eingekauft hat, hat er sich ein Vermögen erworben. Was er damit anfangen soll, weiß er selbst noch nicht. Dieser Ruby, dessen ganze Existenz in seinem Kramhandel aufging, denkt nicht und reflektiert nicht. Sein Gehirn ist für jeden Eindruck unzugänglich, und er rechtfertigt in keiner Weise das Wort Pascals:

»Der Mensch ist offenbar zum Denken erschaffen, nur das macht seine Würde aus, und bildet sein Verdienst.«

# 5

7. Oktober. – Wir haben Charleston vor 10 Tagen verlassen, und wie mir scheint, gute Fahrt gemacht. Ich plaudere häufig mit dem zweiten Offizier, und es hat sich zwischen uns eine gewisse Vertrautheit ausgebildet.

Heute meldet mir Robert Kurtis, daß wir uns nicht mehr weit von den Bermudas-Inseln, d.h. gegenüber von Kap Hatteras, befinden. Die Beobachtung hat 32° 20′ nördliche Breite und 64° 50′ westliche Länge von Greenwich ergeben.

Wir werden die Bermudas, und speziell die Insel St. Georg, noch vor Nacht in Sicht bekommen, sagte mir der zweite Offizier.

»Wie«, habe ich ihm geantwortet, »wir steuern auf die Bermudas? Ich war der Meinung, daß ein von Charleston nach Liverpool segelndes Schiff nach Norden halten und dem Golfstrom folgen müsse.«

»Gewiß, Mr. Kazallon«, antwortete Robert Kurtis, »gewöhnlich schlägt man diese Richtung ein, es scheint aber, als habe der Kapitän für dieses Mal die Absicht, davon abzugehen.«

»Warum?«

»Das weiß ich nicht, er hat aber befohlen, nach Osten zu steuern, so geht die ›Chancellor‹ nach Osten!«

»Haben Sie ihm aber nicht gesagt, daß...«

»Ich habe ihm gesagt, daß das nicht der gebräuchliche Weg sei, und er hat mir geantwortet, daß er schon wisse, was er zu tun habe.«

Bei diesen Worten zog Robert Kurtis mehrmals die Augenbrauen zusammen, strich mit der Hand über die Stirn und schien mir nicht alles auszusprechen, was er sagen wollte.

»Inzwischen, Mr. Kurtis«, habe ich ihm gesagt, »wir haben schon den 7. Oktober, und das scheint mir keine geeignete Zeit, neue Schiffswege versuchsweise zu be-fahren. Wenn wir noch vor Eintritt der schlechten Jahreszeit in Europa ankommen wollen, haben wir keinen Tag zu verlieren.«

»Nein, Mr. Kazallon, nicht einen Tag!«

»Halten Sie mich für indiskret, Mr. Kurtis, wenn ich Sie frage, was Sie von Kapitän Huntly halten?«

»Ich denke«, antwortete mir der zweite Offizier, »ich denke, daß... er mein Kapitän ist!«

Diese ausweichende Antwort konnte nicht zu meiner Beruhigung dienen.

Robert Kurtis hatte sich nicht getäuscht. Gegen 3 Uhr meldete der auslugende Matrose: Land in Sicht im Nordosten! Noch ist es freilich nur wie eine Dunstschicht sichtbar.

Um 6 Uhr begab ich mich mit den beiden Herren Letourneur auf das Verdeck, und wir betrachteten die im allgemeinen sehr flachen Bermudas-Inseln, die eine Kette gefährlicher Riffe umschließt.

»Da liegt also der reizende Archipel«, beginnt André Letourneur, »die pittoreske Gruppe, die Ihr heimatlicher Dichter, Thomas Moore, in seinen Oden gepriesen hat! Schon im Jahr 1643 lieferte der verbannte Walter eine enthusiastische Beschreibung davon, und wenn ich nicht irre, wollten englische Damen eine Zeitlang keine anderen Hüte tragen, als solche, die aus gewissen Blättern einer bermudischen Palme geflochten waren.«

»Sie haben recht, lieber André«, antwortete ich, »der Bermudas-Archipel war im 17. Jahrhundert sehr in Mode; jetzt ist er allerdings ganz in Vergessenheit geraten.«

»Übrigens, Herr André«, sagte da Robert Kurtis, »die Dichter, die mit Enthusiasmus von diesem Archipel sprechen, stimmen mit den Seeleuten keineswegs überein; denn das Land, dessen Anblick so verführerisch erscheint, ist zu Schiff sehr schwierig zu erreichen, und der Klippengürtel, der sich halbkreisförmig in der Entfernung von 2 bis 3 Stunden um es hinzieht, wird von den Seefahrern mit Recht gefürchtet. Was die ewige Heiterkeit des Himmels betrifft, die von den Bewohnern der Bermudas so gern hervorgehoben wird, so unterbrechen diese ziemlich häufig gerade die heftigsten Stürme. Über diese Inseln rasen die Ausläufer der Wirbelstürme, die in den Antillen oft so viel Unheil anrichten, ja, und eben jene Ausläufer sind, ebenso wie der Schweif des Walfischs, am meisten zu fürchten. Ich für meinen Teil möchte aber Seefahrern auf dem Atlantischen Ozean nicht raten, den Berichten eines Walter oder

Thomas Moore zu viel Glauben beizumessen.«

»Herr Kurtis«, hebt da lächelnd André Letourneur an, »Sie mögen wohl recht haben. Die Dichter gleichen häufig den Sprichwörtern, das eine widerspricht immer dem anderen. Hat Thomas Moore und Walter diesen Archipel als einen wundervollen Aufenthalt gepriesen, so hat dagegen der größte Ihrer Dichter, Shakespeare, der ihn ohne Zweifel besser kannte, die schrecklichsten Szenen seines ›Sturms‹ dahin verlegen zu sollen geglaubt.«

In der Tat sind die Umgebungen des Bermudas-Archipels eine sehr gefährliche Gegend. Die Engländer, denen die Inselgruppe seit ihrer Entdeckung gehört, benutzen sie nur als einen zwischen den Antillen und Neu-Schottland eingeschobenen Militärposten.

Übrigens scheint jener, und zwar in großem Maßstab, zu wachsen bestimmt. Mit der Zeit – dem Prinzip, dem die größten Schöpfungen der Natur ihre Entstehung verdanken – dürfte dieser Archipel, der jetzt schon über 150 Inseln zählt, eine noch weit größere Menge aufweisen, denn unablässig sind die Sternkorallen tätig, neue Bermudas aufzubauen, die sich nach und nach untereinander verbinden, und wohl einen neuen Kontinent zu bilden berufen sind.

Weder die drei anderen Passagiere, noch Mrs. Kear haben sich die Mühe gemacht, das Verdeck zu besteigen, um den merkwürdigen Archipel zu betrachten.

Was Miss Herbey angeht, so war sie nur auf dem Oberdeck erschienen, als sich schon die näselnde Stimme von Mrs. Kear vernehmen ließ und das junge Mädchen wieder neben ihrer launischen Herrin Platz zu nehmen nötigte.

# 6

8. bis 13. Oktober. – Der Wind weht mit einer gewissen Heftigkeit aus Nordosten, und die ›Chancellor‹ hat mit gerefften Marssegeln und den Focksegeln beilegen müssen.

Die See geht hoch, und das Schiff arbeitet schwer. Die Zwischenwände der Kabinen seufzen mit einem nervenerschütternden Geräusch. Die Passagiere halten sich in der Hauptsache unter Deck auf.

Ich allein ziehe es vor, auf dem Verdeck zu bleiben.

Aus der »frischen Brise« ist die Bewegung der Luftschichten in die der »scharfen Windstöße« übergegangen. Die Bramstengen sind herabgelassen. Der Wind legt jetzt in der Stunde 50 bis 60 Meilen (d.h. an die 30 Meter in der Sekunde) zurück. Seit 2 Tagen fahren wir so dicht wie möglich am Wind. Trotz der guten Eigenschaften der ›Chancellor‹ weicht das Schiff merklich ab und wir treiben mehr nach Süden. Der durch Wolken verdunkelte Himmel gestattet keine Aufnahme der Sonnenhöhe, und da man die Lage des Schiffes demnach nicht zu bestimmen vermag, muß man sich mit einer Schätzung begnügen.

Meinen Reisegefährten, gegen die sich der zweite Offizier nicht ausgesprochen hat, ist es völlig unbekannt, daß wir einen ganz unerklärlichen Weg verfolgen. England liegt im Nordosten und wir segeln nach Südosten!

Robert Kurtis vermag sich die Hartnäckigkeit des Kapitäns nicht zu erklären, der doch mindestens versuchen sollte, nordwestlich zu steuern, um günstige Strömungen zu erreichen! Seitdem der Wind nach Nordosten gegangen ist, treibt die ›Chancellor‹ mehr und mehr nach Süden.

Heute, als ich mich mit Robert Kurtis allein auf dem Oberdeck befand, sprach ich ihn deswegen an.

»Ist Ihr Kapitän von Sinnen?« fragte ich.

»Das möchte ich Sie fragen, Herr Kazallon«, antwortete mir Robert Kurtis, »da Sie ihn aufmerksam beobachtet haben.«

»Ich weiß nicht recht, was ich Ihnen darauf antworten soll, Herr Kurtis, doch gestehe ich, daß seine ganz eigentümliche Physiognomie, seine verstörten

Augen... fahren Sie zum ersten Mal mit ihm?«

»Ja, er war mir früher unbekannt.«

»Und Sie haben ihm Ihre Bemerkungen über den von uns eingeschlagenen Weg nicht vorenthalten?«

»Gewiß nicht, doch er entgegnete mir, daß das der richtige sei.«

»Herr Kurtis«, fuhr ich fort, »was denken aber Leutnant Walter und der Hochbootsmann darüber?«

»Sie denken wie ich.«

»Und wenn Kapitän Huntly das Schiff nach China führte?«

»Dann würden sie gehorchen wie ich.«

»Der Gehorsam hat aber seine Grenzen?«

»Nein, solange die Führung des Kapitäns das Schiff nicht in Gefahr bringt.«

»Wenn er aber geisteskrank wäre?«

»Ja, wenn er das ist, Herr Kazallon, dann werde ich sehen, was zu tun ist!«

An solche Verhältnisse hatte ich freilich nicht gedacht, als ich mich auf der ›Chancellor‹ einschiffte.

Inzwischen ist das Wetter immer schlechter geworden; über den Atlantischen Ozean braust ein vollkommener Sturm. Das Schiff war gezwungen, mit dem großen Bramsegel und dem kleinen Focksegel beizulegen, d.h. es bietet dem Wind seine Breitseite. Trotzdem weicht es mehr und mehr ab, und wir gelangen immer weiter nach Süden. Daran kann kein Zweifel mehr bestehen, nachdem die ›Chancellor‹ in der Nacht vom 11. zum 12. in die große Sargasso-See gelangt ist.

Diese Sargasso-See, die der warme Golfstrom angehäuft hat, ist eine weite Wasserstrecke, bedeckt mit Tangpflanzen, welche die Spanier »Sargasso« nennen, und über welche die Schiffe des Kolumbus bei ihrer ersten Fahrt über den Ozean nur sehr schwer hinwegkamen.

Bei Tagesanbruch bietet uns das Meer einen ganz eigentümlichen Anblick, der auch die Herren Letourneur veranlaßt, trotz des brausenden Windes, der auf den metallenen Strickleitern spielt, als wären es Harfensaiten, auf Deck zu kommen. Unsere Kleider sind fest und eng an den Körper gebunden, und würden zerrissen werden, wenn sie der Wind irgendwo erfassen könnte. Das Schiff schwankt auf diesem durch die fruchtbaren Fucus-Familien verdeckten Wasser, einer weiten Fläche von niederen Gewächsen, durch die sich der Kiel wie eine Pflugschar hindurcharbeitet, furchtbar hin und her. Manchmal treibt der Wind lange Faserschlingen hoch empor, die sich um die Takelage wickeln und wie grüne Girlanden von einem Mast zum anderen hängen. Einige dieser oft mehrere hundert Fuß langen Algen umschlingen die Maste bis zu den Spitzen.



Mehrere Stunden lang hat man gegen diesen wahrhaften Sturmangriff des Tangs anzukämpfen, und später muß die ›Chancellor‹ mit ihrem von Hydrophyten und sonderbaren Lianen bedeckten Strickwerk mehr einem wandelnden Wäldchen in einer ungeheuren Wiese ähnlich gesehen haben.

## 7

14. Oktober. – Endlich hat die ›Chancellor‹ das Pflanzenmeer verlassen und die Gewalt des Windes sich vermindert, und wir kommen mit zwei gerefften Marssegeln rasch vorwärts.

Heute wurde die Sonne wieder sichtbar und leuchtet jetzt mit hohem Glanz. Es fängt allmählich an sehr warm zu werden. Die Aufnahmen betreffs der Ortsbestimmung ergeben 21° 33′ nördlicher Breite und 50° 17′ westlicher Länge. Die ›Chancellor‹ ist also um mehr als 10 Breitengrade nach Süden gesegelt.

Noch immer hält sie den südöstlichen Kurs!

Ich habe mir über dieses unbegreifliche Verfahren von Kapitän Huntly Aufschluß zu verschaffen gesucht und mehrere Male mit dem Befehlshaber gesprochen.

Hat er seinen klaren Verstand oder hat er ihn nicht? Ich weiß es noch nicht. Im allgemeinen spricht er vernünftig. Steht er unter dem Einfluß einer partiellen Verrücktheit, einer Geistesabwesenheit, die sich gerade bezüglich seines Geschäfts äußert? Derartige Fälle wurden schon wiederholt beobachtet. Robert Kurtis, mit dem ich davon spreche, hört mir nur sehr kühl zu. Der zweite Offizier wiederholt seine frühere Aussage, daß er nicht das Recht habe, seinen Kapitän abzusetzen, solange nicht durch einen wohl konstatierten Akt des Wahnsinns der Verlust des Schiffes drohe. Die Verantwortung für jenen angedeuteten Schritt ist sehr ernst.

Gegen 8 Uhr abends bin ich in meine Kabine zurückgekehrt, habe beim Licht meiner Schwebelampe noch eine Stunde gelesen und meinen Gedanken nachgehangen, mich dann aber hingelegt und bin bald eingeschlafen. Einige Stunden später durch ein ungewohntes Geräusch geweckt, höre ich schwere Tritte und lautes Gespräch auf dem Verdeck. Die Mannschaft scheint eiligst hin und her zu laufen. Was mag der Grund für diese außergewöhnliche Bewegung sein? Wahrscheinlich eine Veränderung der Segelstellung zur Änderung des Schiffskurses... Doch nein, das ist’s wahrscheinlich nicht, denn noch immer neigt sich das Schiff nach der Steuerbordseite und folglich ist seine Richtung nicht verändert worden. Die Bewegungen der ›Chancellor‹ sind jetzt keine heftigeren, es stürmt also nicht.

Am folgenden Morgen des 14. begebe ich mich schon um 6 Uhr auf Deck und betrachte das Fahrzeug. An Bord ist scheinbar nichts geändert. Wir segeln unter Backbordhalsen mit den unteren Mars- und Focksegeln.

Die ›Chancellor‹ hält sich prächtig auf dem von der frischen Brise etwas bewegten Meer. Ihre Geschwindigkeit ist beträchtlich und kann jetzt nicht unter 11 Meilen[3] betragen.

Bald erscheinen auch die beiden Herren Letourneur auf dem Verdeck, ich helfe dem jungen Mann herauf-steigen. Mit großem Wohlbehagen schlürft André die belebende Morgenluft.

Ich frage die Herren, ob sie diese Nacht nicht durch ein Geräusch geweckt worden seien, das eine gewisse Bewegung an Bord verraten habe.

»Ich für meinen Teil nicht«, antwortete André Letourneur, »ich habe in einem fort geschlafen.«

»Du schliefst ganz ruhig, liebes Kind«, sagte Herr Letourneur, »ich bin jedoch auch durch das Geräusch, von dem Mr. Kazallon spricht, munter gemacht worden.

Ich glaubte die Worte zu vernehmen: ›Schnell! Schnell! Nach den Luken! Nach den Luken!‹«

»Um wieviel Uhr war das wohl?« fragte ich.

»Etwa um 3 Uhr morgens.«

»Und die Ursache dieses Geräuschs ist Ihnen unbekannt geblieben?«

»Vollkommen, Mr. Kazallon, sie kann aber nur unbedeutend gewesen sein, da niemand von uns aufs Verdeck gerufen worden ist.«

Ich fasse die Luken, die vor und hinter dem großen Mast angebracht sind und nach dem Kielraum hinab-führen, ins Auge. Wie gewöhnlich sind sie geschlossen, doch fällt mir auf, daß sie sorgsam mit Pfortsegeln überdeckt erscheinen, als habe man sie möglichst hermetisch verschließen wollen. Warum ist das geschehen? Hier liegt etwas zu Grunde, das ich mir nicht zu erklären vermag. Robert Kurtis wird mir ohne Zweifel darüber Aufschluß geben. Ich warte also, bis der zweite Offizier an die Wache kommt, und halte meine

eigenen Gedanken zunächst zurück, da es mir besser scheint, sie den Herren Letourneur jetzt nicht mitzuteilen.

Der Tag verspricht schön zu werden, die Sonne ist prächtig und fast ganz dunstfrei aufgegangen. Ein gutes Vorzeichen. Noch sieht man über dem westlichen Horizont die Sichel des Mondes, der vor 10 Uhr 57 nicht untergehen wird. In 3 Tagen werden wir letztes Viertel und am 24. Neumond haben. Ich schlage in meinem Kalender nach und sehe, daß an demselben Tag eine starke Springflut sein muß. Bei unserer Fahrt auf dem offenen Meer können wir freilich nichts davon wahrnehmen, an den Küsten aller Kontinente und Inseln aber wird das Phänomen merkwürdig zu beobachten sein, denn der Neumond muß die Wassermassen zu außergewöhnlicher Höhe emporheben.

Ich bin jetzt auf dem Oberdeck allein. Die Herren Letourneur sind zum Tee wieder hinabgegangen, und ich erwarte den zweiten Offizier.

Um 8 Uhr beginnt die Wache Robert Kurtis', der Leutnant Walter ablöst, und ich gehe diesem mit einem Händedruck entgegen.

Noch ehe er mir guten Tag sagt, läßt Robert Kurtis seinen Blick über das Verdeck schweifen, und seine Augenbrauen ziehen sich leicht zusammen. Dann beobachtet er den Zustand des Himmels und die Takelage, um sich hierauf Leutnant Walter zu nähern.

»Der Kapitän?« fragte er.

»Ich sah ihn heute noch nicht.«

»Nichts Neues?«

»Nichts.«

Dann unterhalten sich Robert Kurtis und Leutnant Walter einige Augenblicke mit leiser Stimme.

Auf eine an ihn gerichtete Frage antwortet Walter mit einem verneinenden Zeichen.

»Schicken Sie mir den Hochbootsmann herauf, Walter«, ruft der zweite Offizier dem abgelösten Leutnant nach.

Bald erscheint der Gerufene und Robert Kurtis stellt einige Fragen an ihn, auf die dieser mit leiser Stimme, aber mit Achselzucken antwortet. Auf den Wink des zweiten Offiziers läßt der Hochbootsmann durch die Deckwache die Pfortsegel über der großen Luke neu begießen.

Einige Augenblicke später nähere ich mich Robert Kurtis, und unser Gespräch dreht sich zunächst um unwichtige Dinge. Da es mir scheint, als wolle der zweite Offizier nicht selbst auf den Gegenstand meines lebhaften Interesses eingehen, sage ich zu ihm:

»Ich bitte, Mr. Kurtis, was ist denn diese Nacht an Bord passiert?«

Robert Kurtis betrachtet mich aufmerksam, gibt aber keine Antwort.

»Ja«, fahre ich fort, »ich wurde durch ein ungewöhnliches Geräusch geweckt, ebenso Mr. Letourneur; was ist geschehen?«

»Nichts Besonderes, Mr. Kazallon«, erwidert Robert Kurtis, »eine falsche Steuerbewegung des Untersteuer-manns machte es plötzlich nötig, zu brassen, was eine gewisse Bewegung auf dem Verdeck veranlaßt haben mag. Bald war der Fehler wieder gut gemacht und die ›Chancellor‹ lief in ihrem gewohnten Kurs weiter.«

Mir scheint, daß der sonst so offene Robert Kurtis diesmal nicht die Wahrheit gesagt hat.

15. bis 18. Oktober. – Die Fahrt geht in genau derselben Weise weiter, der Wind hält sich aus Nordosten, und für jeden nicht tiefer Blickenden hat es den Anschein, als ob an Bord alles in bester Ordnung sei.

Doch »es liegt etwas in der Luft«. Die Matrosen stecken die Köpfe zusammen und murmeln untereinander, schweigen aber bei unserer Annäherung. Wiederholt habe ich das Wort »Luke« gehört, das schon Mr. Letourneur aufgefallen war.

Was befindet sich nur im Kielraum der ›Chancellor‹, das so besondere Vorsicht nötig machen kann? Warum sind die Luken so luftdicht verwahrt? Wahrscheinlich könnte man, wenn eine aufständische Schiffsmannschaft im Zwischendeck gefangengehalten würde, wohl keine strengeren Maßnahmen zu ihrer Bewachung ergreifen.

Am 15., als ich auf dem Vorderkastell spazierenging, hörte ich den Matrosen Owen zu seinen Kameraden sagen:

»Ihr anderen wißt es also, ich warte nicht, bis es zu spät ist. Jeder ist sich selbst der Nächste.«

»Was willst du aber tun, Owen?« fragte ihn Jynxtrop, der Koch.

»Ei nun!« hat der Matrose geantwortet, »die Schaluppen sind doch nicht für Meerschweinchen erfunden!«

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen, und ich konnte nicht mehr hören.

Ist etwa eine Verschwörung gegen die Schiffsführung im Entstehen? Hat Robert Kurtis Vorzeichen einer Meuterei bemerkt? Den bösen Willen mancher Matrosen hat man stets zu fürchten, und muß jenen eine eiserne Disziplin entgegensetzen.

3 Tage sind verflossen, ohne daß mir etwas Bemerkenswertes aufgefallen wäre. An Robert Kurtis erkenne ich jedoch Zeichen von Ungeduld, was mich bei einem Mann, der seiner so sehr Herr ist, wie er, desto mehr verwundert; dennoch scheint mir Kapitän Huntly infolge wiederholter Einsprache seiner Offiziere nur noch hartnäckiger auf seinem Willen zu beharren. Übrigens muß

er an einer Überreizung leiden, deren Ursache mir noch dunkel ist.

Während der Mahlzeiten haben wir, Mr. Letourneur und ich, die Schweigsamkeit des Kapitäns und die Unruhe des zweiten Offiziers wiederholt beobachtet. Dann und wann versucht Robert Kurtis eine Konversation zu unterhalten, doch schweigt sie meist sofort wieder, und weder der Ingenieur Falsten noch Mr. Kear sind die Leute dazu, eine solche zu führen.

Ruby natürlich ebensowenig. Inzwischen fangen die Passagiere, und das nicht ohne Grund, an, sich über die lange Dauer der Fahrt zu beklagen. Mr. Kear, ein Mann, vor dem sich selbst die Elemente beugen müssen, scheint Kapitän Huntly für diese Verzögerung verantwortlich machen zu wollen und sagt ihm das ins Gesicht.

Im Verlauf des 17. und von da an auch später wird das Verdeck auf Anordnung des zweiten Offiziers wiederholt begossen. Gewöhnlich geschieht das nur am Morgen, jetzt mag die öftere Wiederholung dieses Verfahrens durch die hohe Temperatur veranlaßt sein, in der wir uns befinden, da wir so weit nach Süden herabgetrieben sind. Die Pfortsegel über den Luken werden sogar stets ganz naß gehalten, und ihr dadurch eingelaufenes Gewebe bildet eine ganz undurchdringliche Decke.

Die ›Chancellor‹ besitzt Pumpen, die das Überfluten mit Wasser sehr bequem ausführen lassen. Ich glaube kaum, daß das Verdeck der luxuriösesten Goéletten peinlicher reingehalten wird. Die Mannschaft des Schiffes hätte eigentlich Ursache, sich über die ihr mehr aufgebürdete Arbeit zu beklagen, aber »sie beklagt sich nicht«.

Während der Nacht vom 23. zum 24. erscheint mir die Temperatur in den Kabinen wahrhaft erstickend.

Trotz des starken Meergangs habe ich die kleine Licht-pforte meiner Kabine in der Steuerbordwand des Schiffes offenlassen müssen.

Man kann nicht im Zweifel sein, daß wir uns in den Tropen befinden.



Mit Tagesgrauen bin ich nach dem Verdeck gegangen. Zu meiner Verwunderung habe ich die Lufttemperatur nicht entsprechend der im Inneren des Fahrzeugs gefunden. Der Morgen ist sogar recht kühl, denn die Sonne ist kaum über dem Horizont herauf, und doch habe ich mich nicht getäuscht, es war gewiß sehr warm im Schiff.

Eben sind die Matrosen mit dem unvermeidlichen Abwaschen des Verdecks beschäftigt; die Pumpen speien Wasser, das je nach Lage des Schiffes durch die Schanzenkleidung der Backbord- oder Steuerbordseite abläuft.

Die Seeleute laufen in dem Wasser mit bloßen Füßen umher. Ich weiß nicht, warum mich die Lust anwandelt, es ihnen nachzumachen. Ich entledige mich also der Stiefel und der Strümpfe und plätschere in dem frischen Seewasser herum.

Zu meinem größten Erstaunen fühle ich, daß das Verdeck der ›Chancellor‹ sehr warm ist, und kann einen Ausruf darüber nicht zurückhalten.

Robert Kurtis hört mich, wendet sich um, kommt auf mich zu und beantwortet mir eine Frage, die ich noch gar nicht an ihn gestellt habe:

»Nun ja«, sagt er, »es ist Feuer an Bord!«

# 9

19. Oktober. – Jetzt wird mir alles klar, das gegenseitige Zuzischeln der Matrosen, ihr unruhiges Aussehen, die Worte Owens, das Begießen des Verdecks, das man in fortwährend angefeuchtetem Zustand zu halten trachtet, und ebenso die Wärme, die sich in den Wohnräumen entwickelt und nach und nach unerträglich wird.

Die Passagiere haben darunter gelitten, ebenso wie ich, und vermögen sich diese abnorme Temperatur gar nicht zu erklären.

Nachdem er mir diese sehr ernste Mitteilung gemacht, versinkt Robert Kurtis wieder in Schweigen.

Er scheint meine Frage zu erwarten, doch gestehe ich, daß mich zunächst von Kopf bis Fuß ein kalter Schauer überlief. Von allen Unfällen, die eine Seefahrt nur treffen können, ist jener der furchtbarste, und kein Mensch, er sei noch so kaltblütig, wird ohne leises Zittern die Worte hören können: »Es ist Feuer an Bord!«

Indessen gewinne ich meine Selbstbeherrschung wieder, und meine erste Frage lautet:

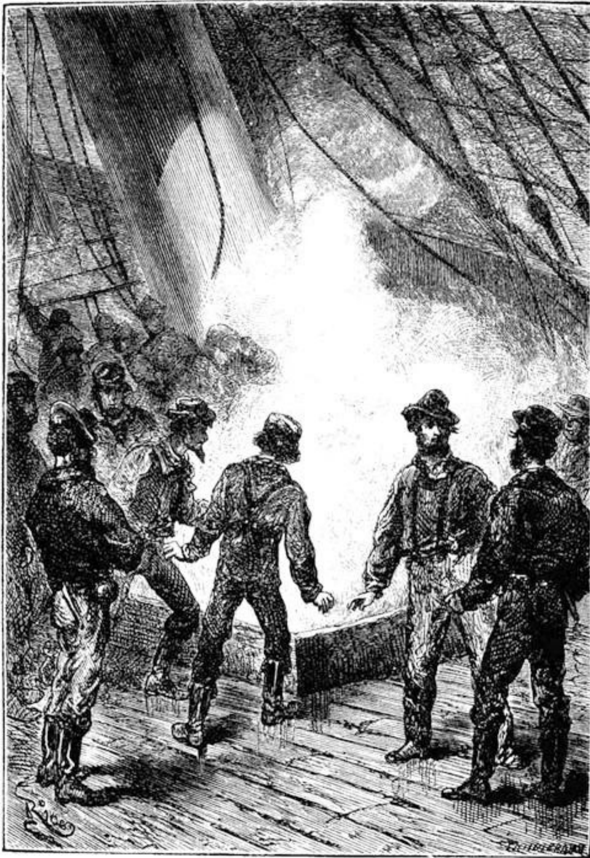
»Seit wann besteht diese Feuersbrunst?«

»Seit 6 Tagen!«

»Seit 6 Tagen!« rufe ich. Es war also in jener Nacht...?

»Ja«, erwiderte mir Robert Kurtis, »seit der Nacht, während der die sonderbare Aufregung auf dem Verdeck der ›Chancellor‹ herrschte. Die wachhabenden Matrosen hatten leichten Rauch bemerkt, der aus den Fugen am Deckel der großen Luke quoll. Der Kapitän und ich waren sofort zur Stelle. Kein Zweifel! Die Waren im Kielraum hatten Feuer gefangen, und es gab keinen Weg, zum Herd der Entzündung zu gelangen. Wir haben getan, was unter solchen Verhältnissen nur allein möglich ist, d.h. wir haben die Luken, so dicht wie es irgend anging, verschlossen, um jeden Zutritt der Luft nach dem Innern des Fahrzeugs abzuhalten. Ich hoffte, wir würden dadurch imstande sein, die Feuersbrunst im Entstehen zu ersticken, und die ersten Tage glaubte ich wirklich, wir wären ihrer Herr geworden. Seit 3 Tagen steht aber fest, daß das

Feuer Fortschritte macht.



Die Hitze unter unseren Füßen nimmt zu, und ohne die Vorsichtsmaßnahmen, das Verdeck immer feucht zu halten, wäre es hier nicht zum Aushalten. Alles in allem, Mr. Kazallon, ist es mir lieber, daß Sie über den Stand der Dinge informiert sind, deshalb sage ich Ihnen das.«

Schweigend lausche ich dem Bericht des zweiten Offiziers. Ich durchschaue den ganzen Ernst der Situation gegenüber einer Feuersbrunst, die von Tag zu Tag mehr Ausbreitung gewinnt und die zuletzt vielleicht keine menschliche Macht mehr zu dämpfen vermag.

»Ist Ihnen die Entstehung des Feuers bekannt?« frage ich.

»Sehr wahrscheinlich ist sie in einer Selbstentzündung der Baumwolle zu suchen.«

»Kommt so etwas häufig vor?«

»Häufig? Nein! Aber dann und wann; denn wenn die Baumwolle zur Zeit der Einschiffung nicht vollkommen trocken ist, kann sie unter den Verhältnissen, in denen sie sich später befindet, d.h. bei der feuchten Luft eines Kielraums, der nur sehr unzulänglich zu belüften ist, sich ganz von selbst entzünden. In mir steht die Überzeugung fest, daß die Feuersbrunst an Bord keine andere Ursache hat.«

»Doch die Ursache fällt für uns jetzt nicht ins Gewicht. Ist etwas dagegen zu tun, Mr. Kurtis?«

»Nein, Mr. Kazallon«, antwortete mir Robert Kurtis;

»doch wiederhole ich Ihnen, daß wir alle für den gegebenen Fall gebotenen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen haben. Ich hatte daran gedacht, das Schiff in der Wasserlinie an einer Stelle zu öffnen, um eine gewisse Menge Wasser einströmen zu lassen, das die Pumpen später leicht herausgeschafft hätten; da wir aber zu der Überzeugung kamen, daß das Feuer jedenfalls in der Mitte der Fracht entstanden ist, hätten wir den ganzen Kielraum unter Wasser setzen müssen, um jenes zu erreichen. Inzwischen habe ich an mehreren Stellen des Verdecks kleine Öffnungen anbringen lassen, durch die während der Nacht Wasser eingegossen wird, doch erweist sich das als unzureichend. Nein, es ist wirklich nur ein Weg offen, – derselbe, den man in solchen Fällen immer einschlägt, das Feuer zu ersticken, indem man ihm jeden Luftzutritt von außen abschneidet und dadurch den die Verbrennung unterhaltenden Sauerstoff raubt.«

»Und das Feuer ist trotzdem am Wachsen?«

»Ja, und das liefert den Beweis für das Eindringen von Luft in den Frachtraum durch eine Öffnung, die wir trotz alles Nachsuchens nicht zu entdecken imstande sind.«

»Hat man Beispiele dafür, Mr. Kurtis, daß Schiffe unter solchen Verhältnissen ausgehalten haben?«

»O gewiß, Mr. Kazallon; es kommt gar nicht so sehr selten vor, daß mit Baumwolle befrachtete Schiffe in Liverpool oder Havre mit zum Teil verzehrter Fracht anlangten. In diesen Fällen hatte man freilich das Feuer zu löschen, mindestens in Schranken zu halten vermocht. Mir ist mehr als ein Kapitän bekannt, der so, mit dem Feuer unter den Füßen, in den Hafen eingelaufen ist.

Dann mußte natürlich eiligst die Ladung gelöscht werden, wodurch mit derem unversehrten Teil auch das Schiff gerettet wurde. Bei uns liegen die Dinge leider schlimmer, und ich verhehle mir nicht, daß das Feuer, anstatt beschränkt zu werden, täglich weitere Fortschritte macht. Notwendigerweise existiert irgendeine Öffnung, die sich unserem Nachsuchen entzieht und die durch Zuführung frischer Luft den Brand ernährt.«

»Erschiene es da nicht angezeigt, umzukehren, und sobald wie möglich Land zu erreichen zu suchen?«

»Vielleicht«, entgegnet mir Robert Kurtis; »das ist eine Frage, die der Leutnant, der Hochbootsmann und ich noch heute mit dem Kapitän besprechen wollen; doch ich gestehe, ich sage das Ihnen, Mr. Kazallon, daß ich es schon auf mich genommen habe, den bis jetzt gesteuerten Kurs zu ändern; wir haben jetzt den Wind im Rücken und fahren nach Südwesten, d.h. auf die Küste zu.«

»Die Passagiere wissen nichts von der ihnen drohenden Gefahr?« fragte ich den zweiten Offizier.

»Nichts, und ich bitte Sie auch um Stillschweigen über das Ihnen Mitgeteilte. Es ist unnötig, durch den Schrecken der Frauen und vielleicht kleinmütiger Männer unsere Verlegenheiten zu vermehren. Auch die Mannschaft hat Befehl, nicht darüber zu sprechen.«

Mir leuchten die gewichtigen Gründe des Mannes, so zu sprechen, ein, und ich versichere ihn meiner unbedingtesten Verschwiegenheit.

20. und 21. Oktober. – Unter diesen Umständen setzt die ›Chancellor‹ ihre Fahrt mit so vielen Segeln fort, wie ihre Masten tragen können. Manchmal biegen sich ihre Obermasten so, als ob sie brechen sollten, aber Robert Kurtis wacht aufmerksam. Er bleibt immer neben dem Steuerrad, da der Mann dort nicht sich allein überlassen sein soll. Durch kleine geschickte Schwenkungen gibt er der Brise nach, wenn die Sicherheit des Fahrzeugs gefährdet sein könnte, und so weit es möglich ist, verliert die ›Chancellor‹ unter der Hand, die sie regiert, nichts an ihrer Geschwindigkeit.

Heute, am 20. Oktober, sind alle Passagiere auf das Oberdeck gekommen. Sie haben offenbar die abnorme Temperaturerhöhung im Inneren bemerken müssen; da sie jedoch die Wahrheit nicht ahnen, verursacht sie ihnen keinerlei Unruhe. Da sie alle starkes Schuhwerk tragen, haben sie auch die Wärme, die trotz der Begießung mit Wasser durch das Verdeck dringt, nicht gefühlt. Die fortwährende Tätigkeit der Pumpen hätte zwar ihre Aufmerksamkeit erregen sollen; doch nein, meist strecken sie sich auf die Bänke aus und lassen sich vollkommen ruhig vom Rollen des Schiffes wiegen.

Mr. Letourneur allein scheint erstaunt, daß sich die Mannschaft einer auf Handelsschiffen ganz ungewohnten Reinlichkeit befleißigt. Er spricht darüber einige Worte zu mir, und ich antworte ihm in gleichgültigem Ton. Dieser Franzose ist übrigens ein energischer Mann, ihm könnte ich wohl alles mitteilen; ich habe Robert Kurtis jedoch versprochen zu schweigen, also schweige ich.

Wenn ich mir aber die möglichen Folgen der bevorstehenden Katastrophe vergegenwärtige, dann steht mir das Herz fast still. 28 Personen sind wir an Bord, vielleicht ebenso viele Opfer, denen die Flammen keine rettende Planke übriglassen werden!

Heute hat die Konferenz zwischen dem Kapitän, dem zweiten Offizier, dem Leutnant und dem Hochbootsmann stattgefunden. Kapitän Huntly ist, wie vorauszusehen war, ganz gebrochen. Er hat weder kaltes Blut, noch Energie, und überläßt das Kommando des Schiffes Robert Kurtis. Die Fortschritte der Feuersbrunst im Innern sind nun unbestreitbar, und schon kann man sich in dem am Vorderteil gelegenen Mannschaftsraum kaum noch aufhalten. Offenbar ist man nicht imstande, das Feuer zu beschränken, und früher oder später muß es

zum Ausbruch kommen.

Was wird nun zu tun sein? Es gibt nur ein Mittel: So bald wie möglich das Land erreichen! Das nächstgelegene Land ist den Beobachtungen nach die Inselgruppe der kleinen Antillen, und man kann wohl hoffen, bei anhaltendem Nordostwind schnell dahin zu gelangen.

Da man sich in dieser Ansicht geeinigt hat, will der zweite Offizier die schon seit 24 Stunden eingeschlagene Richtung weiter beibehalten. Die Passagiere, denen auf dem unendlichen Ozean jeder Anhaltspunkt fehlt, und die mit den Kompaßangaben sehr wenig vertraut sind, haben die Änderung in der Richtung der ›Chancellor‹ nicht wahrnehmen können, die jetzt mit dem ganzen Segelwerk die Antillen zu gewinnen sucht, von denen sie noch an die 600 Meilen entfernt ist.

Auf eine von Mr. Letourneur an ihn hierüber gerichtete Frage antwortet Robert Kurtis, daß er, da man gegen den Wind nicht aufzukommen vermöge, im Westen günstige Strömungen aufzusuchen beabsichtige.

Es bildet das die einzige Bemerkung, welche die der ›Chancellor‹ erteilte andere Richtung hervorgerufen hat.

Am nächsten Tag, am 21. Oktober, hat sich an unserer Lage nichts geändert. In den Augen der Passagiere geht die Fahrt unter den gewöhnlichen Umständen vonstatten, und die Lebensweise an Bord erleidet keinerlei Abweichung.

Übrigens verraten sich die Fortschritte des Feuers äußerlich noch auf keine Weise, und das ist ein gutes Zeichen. Alle Öffnungen sind so hermetisch verschlossen, daß kein Rauch den Brand im Innern bemerken läßt.

Vielleicht wird es doch noch möglich, das Feuer auf den Kielraum zu beschränken, und vielleicht verlöscht es gar noch ganz oder glimmt nur langsam fort, ohne die ganze Ladung zu ergreifen. Hierauf gründet Robert Kurtis seine Hoffnung und hat aus übermäßiger Vorsicht sogar die Öffnungen der Pumpen verstopfen lassen, deren im Kielraum mündendes Rohr einige Luft-teilchen eintreten lassen könnte.

Möge uns der Himmel zu Hilfe kommen, denn wir sind nicht imstande, selbst noch mehr für uns zu tun!

Dieser Tag wäre ohne weitere Ereignisse vergangen, wenn der Zufall mich nicht zum Hörer weniger Worte eines Gesprächs gemacht hätte, aus denen hervorgeht, daß unsere ohnehin sehr ernste Lage jetzt wahrhaft schrecklich wurde.

Man urteile selbst.

Ich saß auf dem Oberdeck; zwei der Passagiere plauderten mit leiser Stimme, ohne zu ahnen, daß es mir dort verständlich sein könnte. Diese beiden Passagiere waren der Ingenieur Falsten und der Kaufmann Ruby, die sich beide öfter miteinander unterhalten.

Meine Aufmerksamkeit wird erst durch einige ausdrucksvolle Gesten des Ingenieurs erregt, der seinem Gegenüber lebhafte Vorwürfe zu machen scheint. Ich kann nicht umhin, zu lauschen, und höre dann dabei folgendes:

»Aber das ist Wahnsinn!« wiederholt Falsten, »wie können Sie so unklug sein!«

»Pah«, antwortete Ruby ganz sorglos, »es wird ja nichts geschehen!«

»Im Gegenteil, es kann das schlimmste Unheil geschehen!« versetzte der Ingenieur.

»Gut, gut«, erwiderte der Kaufmann, »es ist nicht das erste Mal, daß ich mit dem Zeug umgehe.«

»Ein Stoß genügt aber schon, eine Explosion hervorzurufen.«

»Das Gefäß ist sorgfältig verpackt, Mr. Falsten, und ich wiederhole Ihnen, daß nichts zu fürchten ist.«

»Weshalb haben Sie den Kapitän nicht darüber informiert?«

»Ei, weil er mein Kolli dann nicht mitgenommen hätte.«

Der Wind hat sich seit einigen Augenblicken gelegt und trägt mir die Worte nicht mehr zu; offenbar leistet aber der Ingenieur noch immer Widerstand, während Ruby sich begnügt, mit den Achseln zu zucken.

Jetzt, jetzt dringen aufs neue einzelne Worte an mein Ohr.

»Doch, doch«, sagte Falsten, »der Kapitän muß davon erfahren. Das Kolli muß

ins Meer geworfen werden; ich verspüre keine Lust, mich in die Luft sprengen zu lassen!«

In die Luft sprengen! Ich erhebe mich rasch bei diesen Worten. Was will der Ingenieur damit sagen? Worauf spielt er an? Er kennt ja die Situation der ›Chancellor‹ nicht und weiß nicht, daß eine Feuersbrunst ihre Fracht verzehrt!

Aber ein Wort – ein »furchtbares« unter den tatsächlichen Umständen, jagt mich auf. Und dieses Wort »Natron-Pikrat« kommt mehrmals vor.

Im Augenblick bin ich neben den beiden Männern und unwillkürlich fasse ich mit unwiderstehlicher Gewalt Ruby beim Kragen.

»Es ist Pikrat an Bord?

»Ja«, antwortet Falsten, »ein Kolli mit etwa 30 Pfund.«

»Und wo?«

»Im Laderaum, bei der Schiffsfracht!«

# 11

Fortsetzung 21. Oktober. – Ich kann nicht schildern, was bei den Worten des Ingenieurs in mir vorging. Das ist kein Erschrecktsein mehr, es ist eine Art Resignation.

Mir scheint sich die Situation dadurch zu klären, der Knoten vielleicht eher zu lösen. Kühl bis ans Herz suche ich Robert Kurtis auf, der sich auf dem Vorderkastell befindet.

Auf die Nachricht hin, daß ein Kolli mit 30 Pfund Pikrat – d.h. eine hinreichende Menge, um einen Berg in die Luft zu sprengen – an Bord ist und zwar im Frachtraum, nahe dem Herd des Feuers selbst, und daß die ›Chancellor‹ jeden Augenblick in die Luft gehen kann, entsetzt sich Robert Kurtis keineswegs, kaum runzelt sich seine Stirn, kaum erweitert sich sein Auge.

»Gut«, antwortet er mir, »nicht ein Wort hiervon. Wo ist dieser Ruby?«

»Auf dem Verdeck.«

»Kommen Sie mit mir, Mr. Kazallon.«

Wir steigen beide auf das Oberdeck hinauf, wo der Kaufmann und der Ingenieur noch im Gespräch waren.

Robert Kurtis geht direkt auf sie zu.

»Sie haben das getan?« fragt er Ruby.

»Nun ja, das habe ich getan!« antwortet seelenruhig Ruby, der sich höchstens eines Betrugs schuldig gemacht zu haben glaubt.

Einen Augenblick erscheint es mir, als wolle Robert Kurtis den unseligen Passagier zermalmen, der die Tragweite seiner Unklugheit gar nicht zu begreifen scheint! Dem zweiten Offizier gelingt es aber, sich zu beherrschen, und ich sehe, wie er die Hand auf dem Rücken ballt, um nicht verleitet zu werden, Ruby bei der Gurgel zu packen.

Dann stellt er mit ruhiger Stimme Ruby einige Fragen. Dieser bestätigt die von mir gemeldete Tatsache.

Zwischen seinem Gepäck befindet sich ein Kolli, das 30 Pfund jener so höchst gefährlichen Substanz enthält. Der Passagier hat hier mit derselben Nachlässigkeit und Unklugheit gehandelt, die, wie man gestehen muß, der angelsächsischen Rasse angeboren ist, und hat jenen explosiven Körper im Frachtraum des Fahrzeugs unterbringen lassen, wie ein Franzose etwa eine Flasche Wein. Wenn er den Inhalt dieses Kolli falsch deklariert hatte, so kam es daher, daß er die Weigerung des Kapitäns, es mitzunehmen, vorher vollkommen kannte.

»Nun, nun, das ist doch kein Grund, einen Menschen zu hängen! Wenn das Ding Ihnen so sehr unangenehm ist, so können Sie es meinetwegen ins Meer werfen.

Mein Gepäck ist versichert!«

Bei dieser Antwort kann ich mich nicht mehr zu-rückhalten, denn mir fehlt Robert Kurtis' kaltes Blut, und der Zorn übermannt mich. Bevor mich der zweite Offizier daran hindern kann, stürze ich mich auf Ruby und schreie:

»Elender, Sie wissen also wohl nicht, daß Feuer an Bord ist!«

Kaum ist mir das Wort entflohen, da bereue ich es schon. Doch es ist zu spät! Die Wirkung dieser Nachricht auf den Kaufmann Ruby ist gar nicht zu beschreiben. Den Unglücklichen erfaßt eine konvulsivische Furcht. Sein Körper zuckt, seine Haare sträuben sich, sein Auge weitet sich erschreckend aus, sein Atem wird keuchend, wie der eines Asthmatikers, er vermag nicht zu sprechen, der Schreck erreicht in ihm seinen Höhepunkt. Plötzlich bewegen sich seine Arme krampfhaft; er stiert auf das Verdeck der ›Chancellor‹, das jeden Moment in die Luft gehen kann, er läuft vom Oberdeck herab und wieder hinauf, durch das ganze Schiff und gestikuliert wie ein Wahnsinniger. Endlich kommt ihm die Sprache wieder, und seinem Mund entringen sich die fürchterlichen Worte:

»Es ist Feuer an Bord! Es ist Feuer an Bord!«

Bei diesem Ruf läuft die ganze Mannschaft auf dem Verdeck zusammen, offenbar in dem Glauben, daß die Flammen einen Weg nach außen gefunden haben und es nun Zeit sei, in die Boote zu entfliehen. Die Passagiere kommen hinzu, Mr. Kear, seine Gattin, Miss Herbey, die beiden Letourneur. Robert Kurtis versucht Ruby Ruhe zu gebieten, doch dieser will keine Vernunft

annehmen.



Das Chaos erreicht seinen Höhepunkt. Mrs. Kear ist bewußtlos auf dem Deck zusammengebrochen. Ihr Mann kümmert sich nicht im geringsten um sie und überläßt sie der Sorgfalt von Miss Herbey. Die Matrosen haben sich schon an die Winden der Schaluppen gemacht, um diese ins Meer zu bringen.

Indessen teile ich den Mr. Letourneur mit, was sie noch nicht wissen, daß Feuer an Bord ist; der nächste Gedanke des Vaters gehört seinem Sohn, den er umschlingt, als wolle er ihn schützen. Der junge Mann bewahrt sein kaltes Blut und beruhigt den Vater durch die Versicherung, daß ja keine unmittelbare Gefahr bestehe.

Robert Kurtis hat mit Unterstützung des Leutnants inzwischen seine Leute wieder zur Ordnung gebracht. Er versichert ihnen, daß die Feuersbrunst keine weiteren Fortschritte gemacht, daß Passagier Ruby keine Vorstellung von dem habe, was er tue oder sage, daß man nicht übereilt handeln solle und daß man, wenn der Augenblick gekommen, das Schiff verlassen werde...

Der größte Teil der Matrosen hört auf die Stimme des zweiten Offiziers, den sie lieben und achten. Dieser erreicht bei ihnen, was Kapitän Huntly nicht gelungen wäre, und die Schaluppe bleibt auf ihrem Lager.

Glücklicherweise hat Ruby von dem im Kielraum eingeschlossenen Pikrat nicht weiter gesprochen. Wenn die Mannschaft die ganze Wahrheit wüßte, wenn sie hörte, daß das Schiff eigentlich nur noch ein Vulkan ist, der sich jeden Augenblick unter ihren Füßen öffnen kann, kämen sie gewiß außer Rand und Band, und niemand würde imstande sein, ihre Flucht zu verhindern.

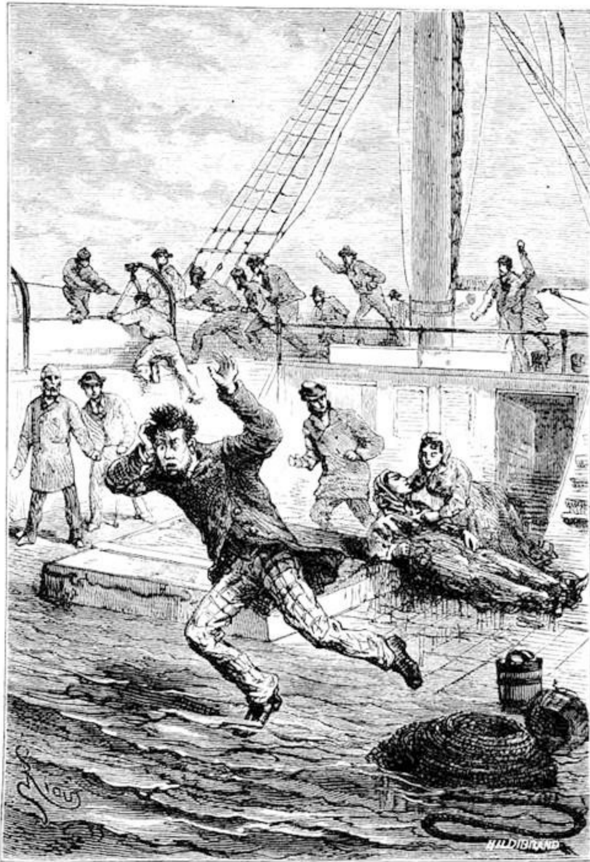
Der zweite Offizier, Ingenieur Falsten und ich, wir sind die einzigen, die die schreckliche Komplikation der Feuersbrunst kennen, und es ist gut, daß es dabei bleibt.

Nach wiederhergestellter Ordnung suchen wir, Robert Kurtis und ich, den Ingenieur wieder auf dem Oberdeck. Dieser ist noch dort und steht mit gekreuzten Armen da; wahrscheinlich denkt er über ein mechanisches Problem nach – mitten unter dem allgemeinen Schrecken. Wir empfehlen ihm dringend, nichts von der Verschlechterung unserer Lage zu sagen, die wir der Unklugheit Rubys verdanken.

Falsten verspricht darüber zu schweigen. Robert Kurtis übernimmt es, dem Kapitän Huntly, der auch noch nicht informiert ist, alles mitzuteilen.

Vorher muß er sich aber der Person Rubys versichern, denn der Unglückliche ist vollkommen geistig gestört.

Er weiß nicht mehr, was er tut, und läuft nur mit dem Ruf: »Feuer! Feuer!« auf dem Oberdeck umher.



Robert Kurtis befiehlt einigen Matrosen, sich des Passagiers zu bemächtigen, den man fesselt und unschädlich macht. Dann wird er in seine Kabine gebracht und sorgfältig bewacht.

Das schreckliche Wort ist nicht über seine Lippen gekommen!

## 12

22. und 23. Oktober. – Robert Kurtis hat dem Kapitän alles mitgeteilt.

Kapitän Huntly ist, wenn auch nicht in der Tat, so doch dem Wortlaut nach sein Vorgesetzter, und er darf ihm nichts verheimlichen.

Bei dieser Nachricht hat Kapitän Huntly kein Sterbenswörtchen geantwortet, sondern ist nur mit der Hand über die Stirn gefahren, wie ein Mensch, der sich irgendeinen Gedanken vertreiben will; dann ist er ruhig in seine Kabine zurückgekehrt, ohne einen Befehl zu erteilen.

Robert Kurtis, der Leutnant, Ingenieur Falsten und ich, wir treten zu einer Beratung zusammen, und ich wundere mich über die Kaltblütigkeit, die jeder unter diesen Umständen an den Tag legt.

Alle Möglichkeiten einer Rettung werden erwogen, und Robert Kurtis faßt unsere Lage in folgende Worte zusammen:

»Die Feuersbrunst kann unmöglich beschränkt werden, und der Mannschaftsschlafraum am Vorderteil ist schon kaum noch zu bewohnen. Der Augenblick muß also, und das vielleicht bald kommen, an dem die Flammen das Verdeck durchbrechen. Wenn vor Eintritt dieser Katastrophe das Meer es erlaubt, werden wir das Schiff auf den Booten verlassen. Ist es uns dagegen unmöglich, die ›Chancellor‹ zu verlassen, dann kämpfen wir gegen das Feuer bis zum letzten Atemzug. Wer weiß, ob wir seiner nicht leichter Herr werden, wenn es zum Durchbruch gekommen ist. Vielleicht bekämpfen wir den Feind, der sich offen zeigt, erfolgreicher, als den, der sich verbirgt!«

»Das entspricht meiner Ansicht«, bemerkte ruhig der Ingenieur.

»Auch meiner«, setzte ich hinzu. »Doch, Mr. Kurtis, ziehen Sie gar nicht in Betracht, daß sich 30 Pfund jener furchtbaren explosiven Substanz im Kielraum befinden?«

»Nein, Mr. Kazallon«, antwortete Robert Kurtis, mit einem Übermaß von kaltem Blut, »das ist nur ein Detail, das mich nicht besonders kümmert. Warum sollte es auch? Kann ich das gefahrdrohende Kolli mitten aus der brennenden Fracht heraussuchen? Und das aus einem Raum, dem wir jeden Luftzutritt verwehren müssen? Nein, daran denke ich gar nicht! Noch bevor ich

ausspreche, kann das Pikrat seine entsetzliche Wirkung äußern, das ist wohl wahr. Aber entweder erreicht das Feuer es oder nicht! Der erschwerende Umstand, den Sie anführen, ist für mich nicht weiter vorhanden. Es liegt in der Hand Gottes und nicht in meiner, uns diese schreckliche Katastrophe zu ersparen!«

Robert Kurtis hat diese Worte in ernstem Ton gesprochen, und wir senken die Köpfe, ohne darauf zu antworten. Da der Zustand des Meeres eine Benutzung der Boote ganz unmöglich macht, dürfen wir an jenen besonderen Umstand nicht weiter denken.

»Die Explosion ist ja nicht unbedingt notwendig, hätte wohl ein Formalist gesagt, sie ist nur eine zufällige!«

Eine ähnliche Bemerkung äußerte der Ingenieur auch wirklich.

»Auf eine Frage möchte ich Sie noch um eine Antwort bitten, Mr. Falsten«, sagte ich. »Kann das Natron-Pikrat sich auch ohne Stoß entzünden?«

»Gewiß«, entgegnete der Ingenieur. »Unter gewöhnlichen Umständen ist das Pikrat nicht mehr entzündlich, als das Pulver, aber ebenso wie dieses. Ergo...«

Falsten hatte das Wort »ergo« gebraucht. Sollte man nicht glauben, er doziere in einem Chemiekurs?

Wir sind nach dem Verdeck zurückgegangen. Robert Kurtis ergreift meine Hand.

»Mr. Kazallon«, sagt er, ohne einen Versuch, seine Erregung zu verbergen, »diese ›Chancellor‹, dieses schöne Schiff, das ich so sehr liebe, durch Feuer zerstören zu sehen, ohne etwas dagegen tun zu können...«

»Mr. Kurtis, Ihre Erregung...«

»Ich könnte sie nicht bezwingen! Sie allein sind Zeuge dessen, wieviel ich leide. – Doch es ist vorüber«, fügte er hinzu, aber ich sah den Kampf, den er bestand.

»Ist die Situation ganz verzweifelt?« fragte ich darauf.

»Nun, unsere Lage ist folgende«, antwortete Robert Kurtis wieder ruhig. »Wir

befinden uns über einer Mine, deren Lunte schon entzündet ist. Jetzt ist nur die Frage, wie lang diese Lunte wohl ist.«

Dann zieht er sich zurück.

Jedenfalls ist es der Mannschaft und den übrigen Passagieren noch unbekannt, wie ungeheuer ernst unsere Lage ist.

Seit er von der Feuersbrunst gehört hat, beschäftigt sich Mr. Kear damit, seine wertvollsten Objekte zusammenzuraffen und denkt an seine Frau natürlich gar nicht. Nachdem er gegen den zweiten Offizier halb befehlend den Wunsch geäußert hat, das Feuer zu löschen, und ihn für alle seine Folgen verantwortlich gemacht, zieht er sich in seine Kabine im Heck zurück und kommt nicht wieder zum Vorschein. Mrs. Kear seufzt und stöhnt und findet trotz ihrer sonstigen Lächerlichkeiten doch allgemeines Mitleid. Miss Herby glaubt sich unter diesen Umständen von den Pflichten gegen ihre Herrin nur um so weniger entbunden, und widmet jener die erdenklichste Sorgfalt. Ich muß das Benehmen dieses jungen Mädchens bewundern, der ihre Pflicht über alles geht.

Am nächsten Tag, dem 23. Oktober, läßt der Kapitän den zweiten Offizier in seine Kabine rufen. Zwischen ihnen entspinnt sich folgendes Gespräch, dessen Inhalt mir Robert Kurtis mitgeteilt hat.

»Mr. Kurtis«, sagt der Kapitän mit irrem Blick und offenbaren Anzeichen geistiger Störung, »ich bin doch wohl Seemann, nicht wahr?«

»Gewiß, Herr Kapitän.«

»Nun gut, stellen Sie sich vor, daß ich von meinem Geschäft nichts verstehe... Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht... ich vergesse... ich bin mir unklar. Sind wir seit unserer Abreise von Charleston nicht nach Nordosten gesegelt?«

»Nein«, antwortet der zweite Offizier, »wir fuhren auf Ihren Befehl nach Südosten.«

»Wir haben aber doch nach Liverpool geladen?«

»Gewiß.«

»Und die...? Wie heißt doch das Schiff, Mr. Kurtis?«

»Die ›Chancellor‹.«

»Ah, richtig, die ›Chancellor‹! Wo befindet sie sich jetzt?«

»Im Süden des Wendekreises.«

»Gut, gut; ich verpflichte mich auch nicht, sie nach Norden zurückzuführen! Nein! Nein! Das könnte ich nicht... ich wünsche meine Kabine nicht wieder zu verlassen... ich kann den Anblick des Meeres nicht ertragen...!«

»Herr Kapitän«, antwortet Robert Kurtis, »ich hoffe, daß unsere Sorgfalt...«

»Ja, ja, ist schon gut..., wir werden später sehen – aber ich habe einen Befehl für Sie, den letzten, den Sie von mir empfangen werden.«

»Ich höre«, entgegnete der zweite Offizier.

»Mein Herr«, ergreift der Kapitän das Wort, »von jetzt ab existiere ich nicht mehr an Bord und Sie über-nehmen das Kommando des Schiffes... Die Verhältnisse sind stärker als ich..., ich vermag nicht zu widerstehen... Mein Kopf schwindelt...! Oh, ich leide sehr, Mr. Kurtis«, fügt Silas Huntly hinzu und drückt seine beiden Hände gegen die Stirn.

Aufmerksam betrachtet der zweite Offizier den, der bisher an Bord befehligte, und begnügt sich zu antworten: »Es ist gut, Herr Kapitän.«

Nach dem Verdeck zurückgekehrt, erzählt er mir das Vorgefallene.

»Jawohl«, sage ich, »wenn der Mann auch noch nicht ganz von Sinnen ist, so leidet er doch am Gehirn und es ist besser, daß er sich seines Mandats freiwillig begeben hat.«

»Ich trete unter sehr ernsten Umständen an seine Stelle«, erwidert mir Robert Kurtis. »Doch wie dem auch sei, ich werde meine Pflicht zu tun wissen.«

Nach diesen Worten ruft der zweite Offizier einen Matrosen herbei und befiehlt ihm, den Hochbootsmann zu suchen.

Der Hochbootsmann erscheint in kurzer Zeit.

»Hochbootsmann«, sagt Robert Kurtis zu ihm, »lassen Sie die Mannschaft sich am Großmast versammeln.«

Der Hochbootsmann zieht sich zurück und wenige Minuten später umringen die Leute der ›Chancellor‹ den bezeichneten Platz.

Robert Kurtis begibt sich mitten unter sie.

»Jungs«, sagt er mit ruhig ernster Stimme, »in der Lage, in der wir uns befinden, und aus anderen mir bekannten Gründen hat Mr. Silas Huntly sein Kommando als Kapitän niederlegen zu sollen geglaubt. Von heute an kommandiere ich an Bord.«

So vollzog sich dieser Wechsel, der nur zu unser aller besten dienen kann. Jetzt haben wir einen energischen und verläßlichen Mann an der Spitze, der vor keiner für das allgemeine Wohl erforderlichen Maßnahme zurückschrecken wird. Die Herren Letourneur, Ingenieur Falsten und ich beglückwünschen Robert Kurtis, wobei der Hochbootsmann und der Leutnant sich uns anschließen.

Das Schiff steuert nach Südwesten, und Robert Kurtis, der so viele Segel wie möglich beisetzen läßt, sucht die nächste Insel der Kleinen Antillen auf kürzestem Weg zu erreichen.

# 13

24. bis 29. Oktober. – Während der nun folgenden 5

Tage geht das Meer sehr hohl. Die ›Chancellor‹ hat es aufgeben müssen, dagegen anzukämpfen, und obwohl sie jetzt mit dem Wind und den Wellen geht, wird sie doch ganz außerordentlich umhergeworfen. Bei dieser Fahrt auf einem Brander ist uns auch kein Augenblick der Ruhe gegönnt. Man betrachtet das Wasser, welches das Schiff umgibt und anzuziehen scheint, fast mit Vergnügen.

»Warum aber«, habe ich zu Robert Kurtis gesagt,

»wollen Sie das Verdeck nicht öffnen? Warum keine Tonnen mit Wasser in den Kielraum eingießen? Und wenn das Schiff damit angefüllt würde, was täte das?

Wenn das Feuer gelöscht ist, werden die Pumpen das Wasser ja leicht wieder entfernen.«

»Mr. Kazallon«, antwortet mir Robert Kurtis, »ich habe Ihnen schon gesagt und wiederhole es Ihnen, wenn wir der Luft einen auch noch so geringen Zutritt gestatten, wird das Feuer sich sofort durch das ganze Schiff verbreiten und die Flammen werden es vom Kiel bis zu den Mastspitzen ergreifen. Wir sind zur Unfähigkeit verurteilt und befinden uns unter Verhältnissen, in denen man den Mut haben muß, nichts zu tun!«

Ja! Jede Öffnung hermetisch verschließen, das ist noch immer das einzige Mittel, die Feuersbrunst zu bekämpfen, und das vernachlässigt die Mannschaft auch nicht.

Inzwischen schreitet das Feuer unablässig fort, und vielleicht schneller, als wir annehmen. Nach und nach ist die Hitze so unleidlich geworden, daß die Passagiere aufs Verdeck haben flüchten müssen und nur die Kabinen im Heck, welche die größeren Fenster im Spiegel haben, sind noch einigermaßen bewohnbar.

Die eine davon verläßt Mrs. Kear niemals, die andere hat Robert Kurtis für den Kaufmann Ruby in Beschlag genommen. Ich habe den Unglücklichen mehrmals besucht; er ist vollkommen närrisch geworden und muß gefesselt gehalten werden, um ihn am Zertrümmern der Tür zu hindern. Sonderbar! In

seiner Verwirrtheit hat er doch das Gefühl des furchtbarsten Schreckens noch bewahrt und stößt entsetzliche Schreie aus, als leide er wirklich unter schmerzhaften Brandwunden.

Wiederholt habe ich auch dem Ex-Kapitän einen Besuch abgestattet, und fand in ihm einen ruhigen Mann, der ganz vernünftig spricht, nur nicht über sein Geschäft. Darüber sind ihm nur ganz allgemeine Anschauungen verblieben. Ich biete mich an, ihn zu pflegen, denn er leidet offenbar; doch er weist es ab, und will seine Kabine auf keinen Fall verlassen. Heute ist der wachhabende Matrose durch den scharfen und ekligen Rauch, der durch die Fensterritzen dringt, von der gewohnten Stelle vertrieben worden. Es steht fest, daß die Feuersbrunst nach dieser Seite fortschreitet, und wenn man das Ohr an die Zwischenwände legt, hört man ein dumpfes Prasseln. Woher nimmt dieses Feuer die Luft zum Brennen? Wo ist die Öffnung, die jeder Nachforschung entgeht? Die schreckliche Katastrophe kann nunmehr nicht fern sein! Vielleicht handelt es sich nur noch um wenige Tage, vielleicht nur um Stunden, und zum Unglück geht das Meer so hoch, daß man an eine Einschiffung in die Boote gar nicht denken kann.

Auf Befehl Robert Kurtis' ist die Zwischenwand nach den Schlafräumen der Mannschaften mit einem nassen Segel belegt worden. Trotz alledem verbreitet sich der Rauch bei einer feuchten und heißen Temperatur, die die Luft fast unatembar macht.

Zum Glück sind der große und der Besanmast aus Eisen, sonst wären ihre unteren Teile gewiß schon durch-gebrannt, und sie selbst niedergestürzt, wir aber rettungslos verloren.

Robert Kurtis läßt so viel Segel wie möglich beisetzen, und die ›Chancellor‹ läuft bei dem auffrischenden Nordostwind mit großer Geschwindigkeit.

Schon sind seit Ausbruch des Feuers 14 Tage vergangen, immer hat es zugenommen, da wir nicht imstande waren, es zu beschränken. Der Dienst an Bord wird allmählich sehr beschwerlich. Auf dem Oberdeck, dessen Fußboden mit dem Kielraum nicht in unmittelbarer Verbindung steht, kann man wohl noch gehen, auf dem Verdeck bis zum Vorderkastell ist das aber, selbst mit starken Schuhen, fast unmöglich geworden. Das Wasser reicht nicht mehr aus, die Bretter abzukühlen, an denen die Flammen lecken und die sich auf ihren Balken krümmen. Das Harz des Holzes schwitzt um die Aststellen aus, die Fugen

öffnen sich und der durch die Hitze geschmolzene Teer läuft in wunderbaren Windungen, je nach der Bewegung des Schiffes, überall umher.

Um das Unheil voll zu machen, springt der Wind plötzlich nach Nordosten um, und weht mit aller Kraft.

Es erhebt sich ein wahrer Orkan, wie sie in jenen Gegenden nicht selten sind, und verschlägt uns von den Antillen, nach denen wir steuern. Robert Kurtis will erst beizulegen suchen, das Wasser wird aber so schwer, daß die ›Chancellor‹ seinem Andrängen von der Seite nicht zu widerstehen vermag.

Am 29. erreicht der Sturm seine größte Heftigkeit. In wilder Empörung schäumt der Ozean und die Wellen fluten über die ›Chancellor‹. Ein jetzt ins Meer gelassenes Boot müßte sofort umschlagen und sinken. Wir haben uns, die einen auf das Oberdeck, die anderen auf das Vorderkastell, geflüchtet. Keiner spricht ein Wort.

Das Kolli mit Pikrat kommt uns fast gar nicht mehr in den Sinn. Wir haben dieses »Detail« vergessen, um mit Robert Kurtis zu reden. Ich weiß wirklich nicht, ob die Explosion des Schiffes, die unsere angstvolle Lage auf einmal beenden würde, nicht zu wünschen wäre.

Ich glaube hiermit die Gedanken aller Übrigen auszusprechen. Wenn dem Menschen eine Gefahr lange Zeit droht, wünscht er sie endlich wohl herbei, denn die Erwartung einer unvermeidlichen Katastrophe ist stets schlimmer als die Wirklichkeit selbst.

Solange es noch Zeit war, hat Kapitän Kurtis eine gewisse Menge Nahrungsmittel aus der Kombüse, die man jetzt nicht mehr betreten könnte, herausschaffen lassen.

Schon hat die Hitze viel davon verdorben. Doch sind einige Fässer Salzfleisch und Schiffszwieback, ein Tönnchen Branntwein und einige Behälter mit Wasser auf dem Verdeck untergebracht worden, denen man etwas an Decken, Instrumenten, eine Bussole und Segelleinwand hinzufügt, um im Notfall das Fahrzeug unverzüglich verlassen zu können.

Um 8 Uhr abends hören wir trotz des tobenden Orkans ein entsetzliches Geräusch. Die Luken des Decks haben sich unter dem Druck der erhitzten Luft gehoben, und schwarzer Rauch wirbelt aus ihnen empor, so wie der Dampf

unter der Platte des Sicherheitsventils an einem Dampfkessel ausströmt.



Die Mannschaft eilt auf Robert Kurtis zu, als erwarte sie seine Befehle. Ein einziger Gedanke erfaßt uns, der, diesen Vulkan, der sich unter unseren Füßen öffnet, zu fliehen!

Robert Kurtis schaut auf den Ozean hinaus, dessen Wogen sich schäumend überstürzen. Der Schaluppe vermag man sich jetzt nicht einmal zu nähern; nur das Boot, das in den Krahnen an der Steuerbordseite hängt, ist zu erreichen, sowie die kleine Jolle am Heck des Schiffes. Die Matrosen stürzen auf das Boot zu.

»Nein«, ruft ihnen Robert Kurtis zu, »nein! Das wäre ein zu verwegenes Spiel, sich jetzt dem Meer anzuvertrauen!«

Einige Matrosen, Owen an der Spitze, wollen dennoch halb von Sinnen das Boot ins Meer herablassen.

Da eilt Robert Kurtis nach dem Oberdeck und ergreift eine Axt:

»Dem ersten, der die Taue anrührt«, ruft er, »zerspalte ich den Schädel!«

Die Matrosen ziehen sich zurück. Einige klettern in die Maschen der Strickleitern; andere flüchten bis in die Mastkörbe.

Um 11 Uhr hört man im Kielraum heftige Detonationen. Die Zwischenwände springen, und öffnen der heißen Luft und dem Rauch den Weg. Sofort wälzen sich Dampfströme aus der Treppenkappe der Mannschaftskajüte, und eine lange Flamme leckt am Besanmast in die Höhe.

Da tönt ein Schrei. Mrs. Kear verläßt, unterstützt von Miss Herbey, ihre Kabine, die das Feuer erreicht.

Dann erscheint Silas Huntly, das Gesicht von Rauch geschwärzt, und ruhig begibt er sich, nach einem Gruß gegen Robert Kurtis, nach der Strickleiter des Besanmasts.

Die Erscheinung Silas Huntlys erinnert mich noch an einen anderen Menschen, der unter dem Oberdeck eingeschlossen geblieben ist, in der Kabine, welche die Flammen in kurzer Zeit verzehren müssen.

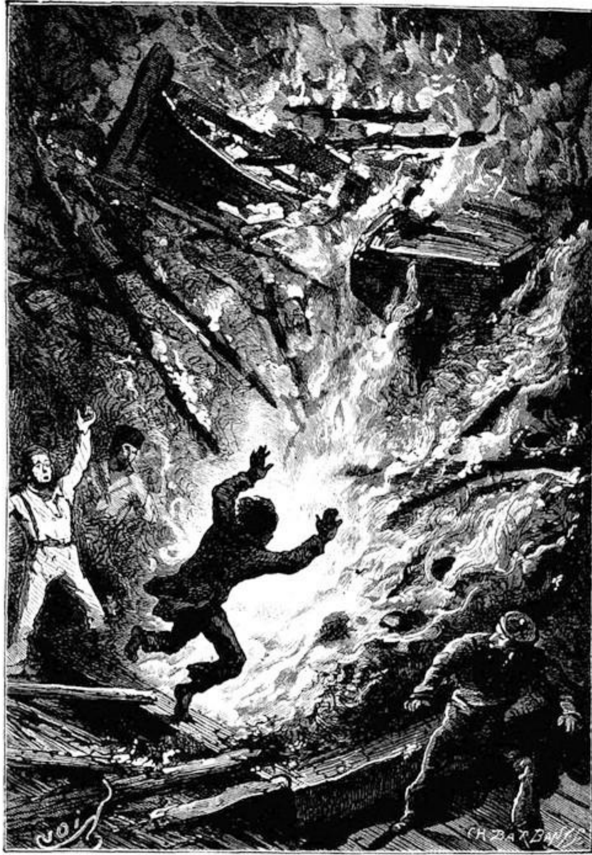
Soll man den unglücklichen Ruby umkommen lassen? Ich eile nach der Treppe... da zeigt sich der Irrsinnige, der seine Fesseln gesprengt hat, schon mit verbrannten Haaren und brennenden Kleidern. Ohne einen Schrei auszustoßen, geht er auf dem Verdeck. Ihn brennt es nicht an die Füße. Er stürzt sich in die Rauchwirbel hinein, der Rauch erstickt ihn nicht! Er macht den Eindruck eines menschlichen Salamanders, der durch die Flammen geht! Eine neue Detonation! Die Schaluppe berstet; die Luke in der Mitte fliegt in die Höhe und zerreißt die übergedeckten Segelstücken. Eine Feuergarbe schießt bis zur Hälfte des Hauptmasts empor.

Da stößt der Irrsinnige ein schreckliches Geschrei aus und ruft:

»Das Pikrat! Das Pikrat! Wir fliegen alle in die Luft!

Alle! Alle...!«

Noch ehe es möglich ist, ihn zurückzuhalten, springt er durch die Luke in den glühenden Abgrund.



# 14

Während der Nacht des 29. Oktober. – Die Szene war schrecklich und erfüllte trotz der verzweifelten allgemeinen Lage jedermann mit Entsetzen.

Ruby existiert nicht mehr, doch eines seiner letzten Worte sollte noch die traurigsten Folgen haben.

Die Matrosen haben ihn rufen hören: »Das Pikrat! Das Pikrat!« Sie wissen nun, daß das Schiff jede Minute in die Luft gehen kann und daß sie nicht nur die Feuersbrunst, sondern auch die gräßlichste Explosion bedroht.

Einige Leute, die ganz außer sich sind, wollen um jeden Preis sofort fliehen.

»Das Boot! Das Boot!« rufen sie.

Sie sehen es nicht, nein, sie wollen es nicht sehen, diese Verblendeten, daß das Meer in wilder Empörung ist, daß kein Boot ihm trotzen kann, ohne von den furchtbaren, schäumenden Wellen verschlungen zu werden. Nichts vermag sie zurückzuhalten, sie hören die Stimme ihres Kapitäns gar nicht mehr.

Robert Kurtis eilt mitten unter seine Mannschaft.

Vergebens. Der Matrose Owen reizt seine Kameraden an. Die Leinen des Boots werden gelöst; und das kleine Boot hinausgeworfen.

Einen Augenblick schwankt es in der Luft und stößt infolge des Rollens unseres Schiffes gegen seinen Aufzug. Die Matrosen stoßen es ab; eben, als es schon fast das Wasser berührt, erfaßt es eine ungeheure Welle von unten, entfernt es zunächst ein wenig und schleudert es dann mit einer solchen Gewalt gegen die Wände der

›Chancellor‹, daß es zertrümmert wird.

Schaluppe und Boot sind nun zerstört; es bleibt uns nichts mehr übrig, als die kleine zerbrechliche Jolle.

Wie vom Donner gerührt, stehen die Matrosen dabei.

Man hört nichts mehr als das Pfeifen des Windes im Takelwerk und das Prasseln der Flammen. Tief gähnt der Glutofen in der Mitte des Fahrzeugs, und

Ströme von Dampf und Rauch drängen sich aus der Luke empor.

Man kann nicht mehr vom Vorderkastell bis zum Oberdeck sehen, eine Feuerbarriere trennt die ›Chancellor‹ in zwei Teile.

Die Passagiere und zwei oder drei von der Mannschaft haben sich nach dem Oberdeck geflüchtet.

Mrs. Kear liegt ohne Bewußtsein ausgestreckt da, Miss Herbey weicht nicht von ihrer Seite. Mr. Letourneur hält seinen Sohn in den Armen und drückt ihn an sein Herz. Eine nervöse Erregtheit hat sich meiner bemächtigt, die ich nicht zu bezwingen vermag. Der Ingenieur Falsten sieht seelenruhig nach der Uhr und vermerkt die Zeit in seinem Notizbuch.

Was mag auf dem Vorderteil vorgehen, wo sich ohne Zweifel der Leutnant, der Hochbootsmann und die anderen Mannschaften befinden, die wir jetzt nicht zu sehen vermögen? Zwischen den beiden Hälften des Fahrzeugs ist jede Verbindung unterbrochen, und niemand könnte durch die Wand von Flammen dringen, die aus den Luken emporwirbelt.

Ich nähere mich Robert Kurtis.

»Alles verloren?« frage ich ihn.

»Nein«, antwortet er, »da die Luke einmal offen ist, werden wir versuchen, Ströme von Wasser in die Glut zu leiten und sie vielleicht zu löschen.«

»Wer soll aber auf dem brennenden Verdeck die Pumpen bedienen, Mr. Kurtis? Wie wollen Sie den Matrosen durch jene Flammen hindurch Ihre Befehle zukommen lassen?«

Robert Kurtis erwidert kein Wort.

»Es ist alles verloren, nicht wahr?« frage ich noch einmal.

»Nein, Herr«, sagt Robert Kurtis, »nein, solange ich noch ein Brett unter meinen Füßen fühle, verzweifle ich noch nicht!«

Die Wut der Feuersbrunst nimmt zu, die Wellen des Meeres färben sich mit rötlichem Schein. Über uns spiegelt sich der Feuerschein an den niedrigeren Wolken. Lange Feuerstrahlen schießen jetzt aus den Deckluken, und wir haben

uns nach dem Hackbord hinter dem Oberdeck zurückgezogen.

Mrs. Kear ist in der Jolle niedergelegt worden, die noch an ihren Trägern hängt, und Miss Herbey hat neben ihr Platz genommen.

Welch entsetzliche Nacht! Welche Feder wäre imstande, ihre Schrecken zu schildern!

Der entfesselte Orkan bläst wie ein ungeheurer Ventilator in diesen Schmelzofen. Obwohl die ›Chancellor‹

schon viel Segel eingebüßt hat, fliegt sie wie ein riesiger Brander durch die Finsternis dahin. Wir haben offenbar keine Wahl. Entweder ins Meer springen, oder in den Flammen umkommen!

Aber das Pikrat fängt kein Feuer! Der Vulkan öffnet sich nicht unter unseren Füßen! Ruby hat doch wohl gelogen! Es ist gar keine explosive Substanz im Frachtraum!

Um halb 12, das Meer tobt gerade furchtbarer denn je, hört man ein von den Seeleuten so gefürchtetes Scharren und Kratzen durch den Lärm der Elemente hindurch, und vom Vorderteil dringt ein Schrei bis zu uns.

»Riffe! Riffe auf der Steuerbordseite!«

Robert Kurtis springt auf die Schanzkleidung, überfliegt mit einem raschen Blick die weißlichen Wellen und ruft mit lautester, gebieterischer Stimme:

»Backbord steuern! Backbord!«

Doch es ist zu spät. Ich fühle, wie der Rücken einer ungeheuren Welle uns emporhebt und ein plötzlicher Stoß erfolgt.

Das Schiff schleift mit dem Heck, stößt wiederholt auf, und der Besanmast stürzt, dicht über Deck abbrechend, ins Meer. Die ›Chancellor‹ sitzt unbeweglich fest!

# 15

Fortsetzung der Nacht vom 29. Oktober. – Noch ist es nicht Mitternacht, kein Mond am Himmel, rings tiefes Dunkel. Wo das Schiff aufgefahren ist, können wir jetzt unmöglich wissen. Ob es wohl durch den Sturm verschlagen wieder an die Küste Amerikas getrieben ist?

Zeigt sich vielleicht, wenn es Tag wird, Land?

Ich sagte, daß die ›Chancellor‹, nachdem sie wiederholt aufstieß, unbeweglich sitzen blieb. Bald nachher belehrte Robert Kurtis ein Geräusch von rasselnden Ketten, daß man die Anker herablasse.

»Gut! Gut!« sagte er, »der Leutnant und der Bootsmann lassen die Anker fallen; hoffentlich werden sie fassen!«

Dann sehe ich Robert Kurtis auf der Schanzkleidung hinlaufen, bis ihm die Flammen jedes Weitergehen verwehren. Er gleitet auf die Rüsten am Steuerbord, nach dem das Schiff geneigt liegt, und hält sich dort einige Minuten, obwohl das Meer ihn mit Wellen überspült.

Ich sehe, wie er aufmerksam horcht. Man sollte meinen, er höre ein eigentümliches Geräusch neben dem Geheul des Sturms.

Nach einer Viertelstunde kehrt Robert Kurtis nach dem Oberdeck zurück.

»Es dringt Wasser ein«, sagt er zu mir, »und dieses Wasser – Gott stehe uns bei – wird vielleicht die Feuersbrunst bewältigen!«

»Aber nachher?« sage ich.

»Mr. Kazallon«, antwortete er mir, »›nachher‹ wie Gott will. Wir denken jetzt nur an das nächste!«

Das Nächstliegende wäre nun wohl gewesen, sich mittels der Pumpen vom Stand des Wassers zu überzeugen, aber niemand kann sie mitten in dem Flammen-meer erreichen. Wahrscheinlich gestattet ein Leck im Grund des Fahrzeugs dem Wasser, in vollen Strömen einzudringen, denn es will mir scheinen, als vermindere sich das Feuer schon ein wenig. Man vernimmt jetzt ein betäubendes Gezisch, den Beweis, daß beide Elemente miteinander kämpfen. Unzweifelhaft ist der Unterteil des Feuerherds erreicht und das erste

Lager der Baumwollballen schon überschwemmt. Nun gut, möge dieses Wasser das Feuer löschen, dann werden wir auch mit ihm fertig zu werden wissen! Vielleicht ist es weniger zu fürchten als das Feuer! Das Wasser ist ja des Seemanns Element, das er zu besiegen gewohnt ist!

Die nachfolgenden 3 Stunden dieser Schreckensnacht verbringen wir in fürchterlicher Angst. Wo sind wir?

Eins nur steht fest, daß jetzt Ebbe einzutreten scheint, und die Wut der Wellen sich zu mäßigen beginnt. Die ›Chancellor‹ muß eine Stunde nach der Flut aufgestoßen sein, doch ist das ohne Berechnung und Beobachtung nicht möglich, sicher zu bestimmen. Wenn es so ist, darf man hoffen, sich nach Löschung des Feuers bei steigender Flut wieder flottzumachen.

Morgens gegen halb 5 vermindert sich die Flamme, die einen Vorhang zwischen Bug und Heck des Schiffes bildete, nach und nach, und wir erblicken eine geschwärzte Gruppe Menschen. Das ist die Mannschaft, die sich auf dem engen Vorderkastell zusammengedrängt hat. Bald wird die Verbindung zwischen den beiden Enden des Fahrzeugs wiederhergestellt und der Leutnant und der Bootsmann kommen zu uns nach dem Oberdeck, indem sie auf dem Barkholz hingehen, da es noch unmöglich ist, den Fuß auf das Verdeck zu setzen.

Kapitän Kurtis, der Leutnant und der Hochbootsmann beraten in meiner Gegenwart und stimmen in dem einen Punkt völlig überein, daß vor Tagesanbruch nichts zu unternehmen sei. Wenn das Land nicht entfernt, das Meer einigermaßen befahrbar ist, wird man die Küste, und wäre es auf einem Floß, zu erreichen suchen. Wenn aber kein Land in Sicht, wenn die ›Chancellor‹ auf einem ganz isolierten Riff gestrandet wäre, wird man versuchen, sie wieder flottzumachen, um dann die nächstgelegene Küste anzulaufen.



»Jedoch«, sagt Robert Kurtis, dessen Meinung auch von den beiden anderen geteilt wird, »es ist sehr schwierig, zu beurteilen, wo wir uns befinden. Der Nordwest-wind muß die ›Chancellor‹ weit nach Süden verschlagen haben. Ich habe schon längere Zeit keine Messung der Sonnenhöhe vornehmen können, und da mir in diesem Teil des Atlantischen Ozeans keine Klippen bekannt sind, ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir an irgendeinem Punkt Amerikas gestrandet sind.«

»Wir befinden uns aber immer«, warf ich ein, »vor einer drohenden Explosion. Sollten wir die ›Chancellor‹

nicht verlassen können und uns flüchten?«

»Auf dieses Riff etwa?« antwortete Robert Kurtis.

»Welche Form hat es? Wird es nicht zur Zeit der Flut überschwemmt? Können wir es bei dieser Dunkelheit überhaupt erkennen? Lassen Sie es erst hell werden, dann wollen wir davon reden.«

Ich teile diese Worte Robert Kurtis' sofort den übrigen Passagieren mit. Sie sind doch nicht besonders beruhigender Natur, aber keiner hat ein Einsehen für die neue Gefahr, die uns bedroht, wenn das Schiff auf ein im offenen Meer isoliertes Riff aufgestoßen ist, das vielleicht Hunderte von Meilen vom Land entfernt liegt.

Alle haben nur einen einzigen Gedanken, den, daß das Wasser jetzt erfolgreich gegen das Feuer ankämpft und so die Explosionsgefahr vermindert.

In der Tat dringt statt der leuchtenden Flammen jetzt dicker schwarzer Rauch in feuchten Wirbeln aus der großen Luke herauf. Einige Feuerbüschel züngeln zwar noch manchmal zwischen dem Höllenqualm auf, doch sie verlöschen meist sofort wieder. Dem Prasseln und Knacken des Feuers folgt nun das Zischen des Wassers, das auf dem Herd im Inneren verdampft. Sicher erfüllt jetzt das Meer das, was unsere Pumpen und Eimer niemals erreicht hätten, und diese Feuersbrunst, die mitten in 1.700 Ballen Baumwolle ausgebrochen war, konnte eben nur durch eine Überschwemmung überwunden werden!

## 16

30. Oktober. – Das erste Tageslicht beginnt den Horizont zu färben, durch den Dunst über dem Wasser bleibt der Blick jedoch auf einen engen Umkreis beschränkt. Kein Land ist in Sicht und vergeblich schweift unser Auge nach Süden und Westen über den Ozean.

Jetzt ist das Meer fast vollkommen gefallen und das Schiff steht nur 6 Fuß tief im Wasser, während es bei voller Ladung sonst etwa 15 Fuß tief eintaucht. Da und dort überragen einige Felsenspitzen die Oberfläche des Meeres, und man erkennt aus einer gewissen Färbung des Grundes, daß dieses Riff rein aus Basalt aufgebaut ist. Auf welche Weise hat aber die ›Chancellor‹ darauf gelangen können? Gewiß hob sie eine ungeheure Welle, wenigstens hatte ich ein ähnliches Gefühl, bevor wir aufliefen. Nachdem ich die Lagerung der Felsen, die uns umringen, genauer betrachtet habe, stelle ich mir die Frage, wie wir von ihm wohl wieder loskommen werden. Das Schiff liegt von hinten nach vorn zu gesenkt, wodurch das Gehen auf dem Verdeck sehr schwierig wird, und außerdem hat es sich mit der eingetretenen Ebbe sehr auffällig nach Backbord geneigt. Robert Kurtis hat sogar befürchtet, daß es bei tiefer Ebbe kentern würde; jetzt nimmt die seitliche Neigung aber nicht weiter zu, und unsere Besorgnis ist verschwunden.

Um 6 Uhr morgens machen sich ziemlich heftige Stöße bemerkbar. Sie rühren vom Besanmast her, der nach seinem Bruch erst weggetrieben wurde und jetzt wieder an die Breitseite der ›Chancellor‹ anschlägt. Zu-gleich hören wir wiederholte Schreie und unterscheiden mehrmals den Namen »Robert Kurtis«.

Wir blicken nach der Richtung hin, aus der die Rufe zu kommen scheinen, und sehen einen Mann, der sich an den Mastkorb klammert. Es ist Silas Huntly, den der Sturz des Masts mitgerissen und ein Wunder vor dem Tod errettet hat.

Robert Kurtis eilt seinem früheren Kapitän zu Hilfe und bringt ihn, tausend Gefahren trotzend, glücklich an Bord zurück. Ohne ein Wort zu sprechen, setzt sich Silas Huntly sofort in die entlegenste Ecke des Oberdecks.

Der Mann ist vollkommen passiv geworden; er zählt gar nicht mehr mit.



Nach manchen Anstrengungen gelingt es, den Mast unter den Wind zu bringen, wonach er mit dem Schiff, dessen Planken er nicht mehr bedroht, fest verbunden wird. Vielleicht soll dieses Trümmerstück uns noch Dienste leisten, wer kann es wissen?

Es ist nun völlig Tag geworden; die Nebel steigen.

Schon vermag der Blick den Horizont auf 3 Meilen Entfernung zu erreichen, doch nichts zeigt sich, was einer Küste ähnlich sähe. Nur im Norden taucht eine Art Eiland auf. Seine unregelmäßige Form verdankt es einer launenhaften Aufhäufung von Felsmassen, die sich etwa 200 Faden von der Stelle, an der die ›Chancellor‹ strandete, und zu einer Höhe von vielleicht 50 Fuß erhebt. Sie muß also auch die stärkste Hochflut überragen. Ein sehr schmaler, doch bei niedrigem Wasser gangbarer Weg er-

öffnet sich uns für den Notfall nach jenem Eiland. Darüber hinaus nimmt das Meer wieder eine dunklere Färbung an. Dort ist tiefes Wasser; dort endet das Riff.

Eine schmerzliche Enttäuschung, gerechtfertigt durch die Lage des Fahrzeugs, bemächtigt sich aller. Es ist wirklich zu fürchten, daß diese Klippen mit keinem benachbarten Land in Verbindung stehen.

In diesem Augenblick – es ist 7 Uhr – ist nun heller Tag und die Dunstmassen sind verschwunden. Vollkommen deutlich zeichnet sich der Horizont rund um die ›Chancellor‹ ab, aber die Grenzlinie des Wassers und die des Himmels verschwimmen ineinander und das Meer erfüllt den ganzen, weiten Raum.

Unbeweglich beobachtet Robert Kurtis den Ozean und besonders im Westen. Mr. Letourneur und ich stehen nah beieinander, achten auf seine geringsten Bewegungen und erraten alle Gedanken, die sich in seinem Gehirn jagen. Sein Erstaunen scheint groß zu sein, denn er mußte uns in der Nähe von Land glauben, da das Schiff von den Bermudas aus immer nach Süden getrieben worden war, und doch ist kein Land in Sicht.

In diesem Augenblick verläßt Robert Kurtis das Oberdeck, begibt sich auf der Schanzkleidung bis zur Strickleiter des Großmasts, erklettert diese bis zum Mastkorb und von da aus an den Seilen noch höher hinauf, bis er auf einer oberen Segelstange steht. Von dort aus schweift sein Blick aufmerksam über den ganzen Umkreis, und nach Verlauf einiger Minuten gleitet er an einem Tau bis zu dem Barkholz herab und kommt zu uns zurück.

Wir sehen ihn fragend an.

»Kein Land!« sagt er sehr kalt.

Da tritt Mr. Kear vor und spricht in offenbar übler Laune:

»Wo sind wir, Herr?«

»Das weiß ich nicht, mein Herr.«

»Das sollten Sie aber wissen!« erwidert ärgerlich der Ölhändler.

»Möglich – aber ich weiß es nicht!«

»Nun«, fährt Mr. Kear fort, »so hören Sie denn, daß ich keine Lust habe, ewig auf Ihrem Schiff zu bleiben, mein Herr, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie nun weitersegeln!«

Robert Kurtis begnügte sich, mit den Achseln zu zucken.

Dann wandte er sich an Mr. Letourneur und mich:

»Wenn sich die Sonne zeigt«, sagt er, »werde ich eine Aufnahme ausführen und dann werden wir erfahren, auf welchem Punkt des Atlantischen Ozeans wir uns befinden.«

Hierauf läßt Robert Kurtis zunächst an die Passagiere und die Mannschaften Lebensmittel verteilen. Wir brauchen sie recht nötig, denn alle sind vor Hunger und Anstrengung erschöpft. Es wird Schiffszwieback und etwas konserviertes Fleisch gegessen, worauf der Kapitän sofort gewisse Maßnahmen zum Wiederflottmachen des Schiffes vorbereitet.

Das Feuer hat sich jetzt noch weiter vermindert, und keine Flamme dringt mehr nach außen. Auch der Rauch ist, wenn auch noch schwarz, doch weniger reichlich.

Gewiß steht im Kielraum der ›Chancellor‹ eine große Menge Wasser, doch kann man sich darüber nicht vergewissern, da das Verdeck nicht begehbar ist.

Deshalb läßt Robert Kurtis die glühheißen, halbbrennenden Planken begießen, und nach 2 Stunden können die Matrosen wieder auf dem Verdeck gehen.

Jetzt ist es die erste Sorge, zu sondieren, ein Geschäft, dem sich der Hochbootsmann unterzieht. Seiner Messung nach stehen 5 Fuß Wasser im Frachtraum; der Kapitän läßt es jedoch noch nicht auspumpen, da er will, daß es seine Arbeit ganz vollende. Erst mit dem Feuer fertig werden, mit dem Wasser später.

Erscheint es nun wohl geraten, das Schiff sofort zu verlassen und sich auf die Klippe zu flüchten? Kapitän Kurtis' Ansicht, der auch der Leutnant und der Hochbootsmann zustimmen, ist das nicht. Wirklich, bei schwerem Wellengang dürfte die Position selbst auf den am meisten hervorragenden Felsen nicht haltbar sein. Die Wahrscheinlichkeit einer Explosion des Fahrzeugs ist ja wesentlich gemindert; gewiß hat das Wasser im Frachtraum eine solche Höhe erreicht, daß Rubys Gepäck und folglich auch sein Kolli mit Pikrat überschwemmt ist. Es wird also entschieden, daß weder die Mannschaften noch die Passagiere die ›Chancellor‹ verlassen.

Dafür bemüht man sich, auf dem Oberdeck eine Art Lagerstätte herzurichten, und für die beiden Damen werden einige vom Feuer noch verschonte Matratzen dorthin geschafft. Die Mannschaft, die ihre Habseligkeiten gerettet hat, bringt diese unter das Vorderkastell. Dort soll auch der Schlafraum sein, da die Kajüte der Leute völlig unbewohnbar geworden ist.



Zum Glück sind die Zerstörungen in der Kombüse nicht so umfangreich, wie man hätte annehmen sollen.

Die Lebensmittel, ebenso wie die Wasserkisten hat das Feuer zum großen Teil verschont. Das ganz im Vorderteil liegende Segelmagazin erweist sich als völlig unversehrt.

Vielleicht stehen wir vor dem Ende unserer Prüfungen. Man ist fast versucht, das zu glauben, denn seit dem Morgen hat sich der Wind sehr bedeutend abgeschwächt und der Seegang merklich ermäßigt. Letzteres ist ein ganz besonders günstiger Umstand, denn wenn die ›Chancellor‹ jetzt heftige Wellenstöße träfen, müßte sie an dem harten Basalt zerschellen.

Mit den Herren Letourneur habe ich ausführlich über die Schiffsoffiziere, gesprochen, ebenso über die Mannschaften und über das Benehmen aller in dieser Zeit der Gefahr. Alle haben Proben des Muts und der tatkräftigen Entschlossenheit abgelegt. Leutnant Walter, der Hochbootsmann und der Schiffszimmermann Daoulas zeichneten sich ganz besonders aus, das sind wackere Männer, gute Seeleute, auf die man sich verlassen kann. Robert Kurtis ist über jedes Lob erhaben. Jetzt, wie immer, scheint er sich zu verdoppeln und ist überall zur Stelle; Schwierigkeiten bieten sich nur, um von ihm überwunden zu werden; durch Wort und Tat feuert er seine Matrosen an; er bildet gleichsam die Seele der ganzen Mannschaft, die nur durch ihn handelt.

Seit 7 Uhr morgens begann das Meer inzwischen wieder zu steigen; jetzt, um 11 Uhr, sind die Spitzen der Felsen bei der Flut alle wieder verschwunden. Es steht zu erwarten, daß das Wasser im Frachtraum um ebenso viel steigen wird, wie das Meer außerhalb. Das geschieht wirklich. Die Sonde ergibt 9 Fuß, und wiederum sind neue Schichten der Ballen überschwemmt, worüber wir uns jedoch nur Glück wünschen.

Seit Eintritt der vollen Flut ist der größte Teil der das Schiff umgebenden Felsmassen untergetaucht; nur die Umfassung einer Art kleinen Beckens bleibt noch sichtbar, das einen Durchmesser von 250 bis 300 Fuß hat und dessen nördlichen Winkel die ›Chancellor‹ einnimmt. Das Meer erscheint recht ruhig, und seine Wellen gelangen nicht bis zum Schiff; – glücklicher Umstand, denn da es ganz unbeweglich festliegt, würde es ebenso wie eine Klippe gepeitscht werden.

Um halb 12 wird die Sonne, die bis dahin von einigen Wolken verdeckt blieb, recht zur gelegenen Zeit sichtbar. Schon am Morgen gelang es dem Kapitän, einen Stundenwinkel zu messen, jetzt bereitet er sich zur Aufnahme der Mittagshöhe, die er um 12 Uhr ganz genau ermittelt.

Er begibt sich in seine Kabine, führt die nötigen Berechnungen aus und kommt auf das Oberdeck zurück.

»Wir befinden uns«, meldet er hierüber, »unter 18° 45′ nördlicher Breite und 45° 53′ westlicher Länge.«

Der Kapitän erläutert unsere Lage noch denjenigen, die mit der Bedeutung dieser Zahlen weniger vertraut sind. Robert Kurtis sucht mit Recht nichts zu

verheimlichen, er will, daß sich jeder darüber klar ist, was er unter den gegebenen Umständen zu erwarten hat.

Die ›Chancellor‹ ist also unter 18° 45′ nördlicher Breite und 45° 53′ westlicher Länge auf einem noch auf keiner Seekarte verzeichneten Riff gescheitert. Wie kann aber ein Riff in diesem Teil des Atlantischen Ozeans vorhanden sein, ohne daß man von ihm Kenntnis hat? Sollte das Eiland erst von jüngerer Bildung und durch irgendeine plutonische Erhebung entstanden sein? Ich sehe wenigstens keine andere Erklärung jener Tatsache.

Doch dem sei, wie es will, jedenfalls befindet sich das Eiland mindestens 800 Meilen von Guyana, das ist das nächstbenachbarte Land, entfernt. Die Eintragung des Punkts auf der Karte hat das unzweifelhaft ergeben.

Die ›Chancellor‹ ist also bis zum 18. Breitengrad nach Süden hinab gelangt, zuerst infolge der sinnlosen Hartnäckigkeit Silas Huntlys, nachher durch den Nordweststurm, der sie zum Entfliehen nötigte. Die ›Chancellor‹ hat demnach noch 800 Meilen weit zu segeln, bevor sie das nächstgelegene Land anlaufen kann.

So gestaltet sich unsere Lage. Sie ist wohl ernst, doch machte die offenherzige Mitteilung des Kapitäns keinen üblen Eindruck, – wenigstens für den Augenblick.

Welche neuen Gefahren hätten uns auch so bedrohlicherscheinen können, nachdem wir dem Feuer und der Explosion so glücklich entgangen waren? Jedermann vergißt, daß der Kielraum mit Wasser gefüllt ist, daß das rettende Land uns so fern liegt, daß die ›Chancellor‹, wenn sie wieder flott wird, leicht sinken kann...

Jetzt stehen die Gemüter noch unter dem Eindruck des jüngsten Schreckens und neigen in einem Augenblick der Ruhe weit mehr zum Vertrauen hin.

Was wird Robert Kurtis nun zunächst unternehmen?

Ganz einfach das, was der gesunde Menschenverstand empfiehlt: das Feuer vollständig löschen, die ganze Fracht, oder doch einen Teil über Bord werfen, das Kolli mit Pikrat nicht zu vergessen, das Leck verschließen und nach Erleichterung des Schiffes dieses unter Mit-hilfe der Flut wieder flottzumachen suchen.

## 17

Fortsetzung 30. Oktober. – Bei einem unsere jetzige Lage betreffenden Gespräch mit Mr. Letourneur habe ich ihm die Versicherung geben zu können geglaubt, daß unser Aufenthalt auf dem Riff nur von kurzer Dauer sein werde, wenn uns die Umstände nur irgend begünstigen. Mr. Letourneur scheint meine Ansicht aber nicht zu teilen.

»Im Gegenteil«, sagt er, »ich glaube, wir werden auf diesem Felsen lange Zeit zurückgehalten bleiben.«

»Und warum?« erwidere ich; »einige hundert Ballen Baumwolle über Bord zu werfen ist doch weder eine lange, noch allzu beschwerliche Arbeit, die in 2 bis 3 Tagen recht gut geschehen sein kann.«

»Gewiß, Mr. Kazallon, das möchte schnell genug gehen, wenn sich die Mannschaft nur heute schon ans Werk machen könnte. Vorläufig ist es absolut unmöglich, in den Kielraum der ›Chancellor‹ hinabzusteigen, denn die Luft darin ist völlig irrespirabel, und wer weiß, ob nicht mehrere Tage vergehen, ehe sich das ändert, da die mittleren Lagen der Fracht noch immer in Brand sind. Übrigens, wenn wir nun wirklich Herr des Feuers geworden sind, werden wir deshalb auch weiter schiffen können? Nein; erst muß die Eintrittsstelle des Wassers, die eine ziemliche Ausdehnung haben mag, verschlossen werden, und zwar mit größter Sorgfalt, wenn wir nicht sinken wollen, nachdem wir der Gefahr zu verbrennen entgangen waren. Nein, nein, Mr. Kazallon, ich mache mir keine Illusionen und werde es als einen glücklichen Umstand betrachten, wenn wir das Riff nach 3 Wochen wirklich verlassen haben werden. Nun gebe nur der Himmel, daß kein Sturm ausbricht, noch bevor wir wieder flott sind, denn die ›Chancellor‹ müßte an diesen Klippen wie ein Glas zerschellen!«

In der Tat ist hierin die größte Gefahr zu suchen, die uns drohen könnte. Das Feuer wird nun vollends gelöscht werden, das Fahrzeug wird wieder flottgemacht werden, mindestens haben wir allen Grund, es zu glauben – aber wir leben vorderhand von der Gnade eines Windstoßes! Zugegeben auch, daß der höchste Teil des nahen Riffs während eines Sturms als Zuflucht dienen könnte, was soll aus den Passagieren und Mannschaften der ›Chancellor‹ werden, wenn ihr Schiff in Stücke ginge!

»Mr. Letourneur«, habe ich diesen darauf gefragt,

»Sie haben Vertrauen zu Robert Kurtis?«

»Vollkommenes Vertrauen, Mr. Kazallon. Und ich halte es für eine Gnade Gottes, daß Kapitän Huntly ihm das Kommando des Schiffes abgetreten hat. Ich bin überzeugt, daß Robert Kurtis alles tun wird, was nötig und möglich ist, um uns aus dieser schlimmen Lage zu reißen.«

Auf meine Frage an den Kapitän, auf wie lange er den entstehenden Aufenthalt veranschlage, antwortet er mir, daß er das jetzt, da es von verschiedenen Umständen abhänge, noch nicht abzuschätzen imstande sei, er hoffe aber wenigstens, daß die Witterung nicht allzu ungünstig sein werde.

Wirklich steigt das Barometer ununterbrochen, ohne das gewöhnliche Auf- und Abschwanken der Quecksilbersäule, das ihr eigen ist, solange die Luftschichten noch nicht vollkommen ins Gleichgewicht gekommen sind. Jene Erscheinung ist also ein Vorzeichen dauernder Ruhe – ein wahres Glück für unsere notwendigen Arbeiten.

Übrigens wird keine Stunde vergeudet, und jeder geht freudig an seine Tätigkeit.

Vor allem andern hat Robert Kurtis die Absicht, die Feuersbrunst vollkommen zu löschen, die noch in den oberen Lagen der Baumwollballen, über dem Niveau des Wassers im Kielraum, fortdauert. Es kann aber nicht darum gehen, die Ladung zu schonen, offenbar gilt es nur, das Feuer zwischen zwei Wasserschichten zu ersticken.

Die Pumpen beginnen ihr Werk demnach aufs neue.

Bei diesen ersten Maßnahmen reichen die Mannschaften zur Bedienung der Pumpen aus. Die Passagiere werden nicht in Anspruch genommen, obgleich wir alle zur Hilfe bereit sind; doch dürfte unsere Unterstützung nicht zu unterschätzen sein, wenn man zur Entlastung des Fahrzeugs vorschreiten wird. Die Herren Letourneur und ich, wir verbringen unsere Zeit entweder mit Plaudern oder mit Lektüre, und außerdem verwende ich täglich einige Stunden auf die Fortführung meines Tagebuchs. Der wenig mitteilsame Ingenieur Falsten ist ganz von seinen Ziffern in Anspruch genommen und entwirft fortwährend Maschinen im Aufriß, wie im Durchschnitt. Wenn es doch dem Himmel gefiele, ihn einen kräftigen Apparat ersinnen zu lassen, der die

›Chancellor‹ wieder flottzumachen vermöchte! Die beiden Kear halten sich abseits und ersparen uns dadurch das langweilige Anhören ihrer unablässigen Entschädigungsansprüche; leider ist auch Miss Herbey genötigt, an der Seite jener zu bleiben, und wir sehen das junge Mädchen sehr wenig oder gar nicht. Silas Huntly kümmert sich um nichts, was mit dem Schiff zu tun hat, der Seemann in ihm ist gestorben und der Mann vegetiert nur noch mühsam. Der Steward Hobbart versieht seinen Dienst, wie gewöhnlich, als befinde sich das Schiff auf der regelmäßigsten Überfahrt. Dieser Hobbart ist ein unterwürfiger Kriecher und unterscheidet sich sehr auffallend von seinem Koch Jynxtrop, einem häßlichen Neger mit brutalen und unverschämten Manieren, der sich mehr als nötig zu den Matrosen hält.

Zerstreuungen können an Bord natürlich nicht allzu häufig sein. Da kommt mir zum Glück der Gedanke, das unbekannte Riff, auf dem die ›Chancellor‹ gestrandet ist, näher zu untersuchen. Der Ausflug wird weder weit sein, noch besondere Abwechslungen bieten, doch gibt er Gelegenheit, das Schiff für einige Stunden zu verlassen und einen Boden zu untersuchen, der einen interessanten Ursprung haben muß.

Übrigens ist es von Wichtigkeit, daß der Plan dieses Riffs, das man noch auf keiner Karte verzeichnet findet, sorgfältig aufgenommen wird. Ich glaube mit den Herren Letourneur diese hydrographische Arbeit ausführen zu können, wobei wir Kapitän Kurtis natürlich die Sorge überlassen, sie durch genaue Aufnahme der geographischen Länge und Breite zu vervollständigen.

Die Herren Letourneur stimmen meinem Vorschlag zu. Ein Boot nebst Tieflot wird uns zur Verfügung gestellt, dazu ein Matrose zur Leitung, und am Morgen des 31. Oktober verlassen wir die ›Chancellor‹.

31. Oktober bis 5. November. – Wir haben damit begonnen, das Riff, dessen Länge eine Viertelmeile betragen mag, zu umfahren.

Diese kleine »Umschiffung« ist bald beendet, und wir bestätigen, die Sonde in der Hand, daß die Ränder des Gesteins unter Wasser sehr steil abfallen. Das Meer zeigt sich noch ganz nah daran sehr tief, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß eine auf plutonische Kräfte zurückzuführende plötzliche Erhebung, ein heftiger Druck von unten, das Riff über die Meeresfläche gedrängt haben.



Auch über den rein vulkanischen Ursprung des ganzen Eilands ist gar nicht zu streiten. Durchweg besteht es aus ungeheuren Basaltblöcken, deren regelmäßige Prismen ihm das Aussehen einer gigantischen Kristallisation verleihen. Das Meer ist rund um den Rand des Riffs ganz wunderbar durchsichtig, und läßt die sonderbaren Bündel prismatischer Schafte erkennen, die den merkwürdigen Bau tragen.

»Das ist ein eigentümliches Gebilde«, bemerkt Mr.

Letourneur, »und gewiß neueren Ursprungs.«

»Ohne Zweifel, Vater«, antwortet der junge André, »und ich füge noch hinzu, daß es dieselbe Ursache, der z.B. die Insel Julia an der Küste Siziliens und die Insel Santorin im griechischen Archipel ihre Entstehung verdanken, gewesen ist, die dieses Eiland zur gelegenen Zeit erschuf, um die ›Chancellor‹ darauf stranden zu lassen!«

»Eine Bodenerhebung in diesem Teil des Atlantischen Ozeans«, bestätige ich, »muß zwangsläufig stattgefunden haben, da dieses Riff auch auf den neuesten Karten sich nicht verzeichnet findet, und schwerlich konnte es doch den Augen der Seeleute in dieser vielbefahrenen Gegend des Ozeans bis jetzt entgehen. Wir wollen es deshalb sorgfältig untersuchen und zur Kenntnis der Seefahrer bringen.«

»Wer weiß, ob es nicht infolge eines ähnlichen Prozesses, wie dessen, der es erhob, nicht auch bald wieder verschwinden wird?« antwortet André Letourneur.

»Sie wissen, Mr. Kazallon, daß solche vulkanische Inseln häufig nur von ganz ephemerem Bestand sind, und wenn die Geographen diese hier in ihre Karten eingetragen haben, existiert sie vielleicht schon nicht mehr.«

»Das macht nichts, liebes Kind«, wendet Mr. Letourneur ein. »Es ist besser, vor einer nicht mehr vorhandenen Gefahr zu warnen, als eine tatsächlich bestehende geringschätzig zu übergehen, und die Seeleute werden sich deshalb nicht zu beklagen haben, wenn sie ein Riff auch nicht mehr da antreffen, wo wir eines fanden.«

»Du hast recht, Vater«, erwiderte André, »nach allem ist es ja auch möglich, daß ihm eine ebenso lange Dauer bestimmt ist, wie unseren Kontinenten. Wenn es aber verschwinden soll, würde es Kapitän Kurtis gewiß gern sehen, daß es nach einigen Tagen, wenn er seine Havarien ausgebessert hat, geschähe, denn das würde ihm die Mühe ersparen, sein Schiff wieder flottzumachen.«

»Wahrlich, André«, rief ich da scherzend, »Sie wollen wohl mit der Natur ganz nach eigenem Gutdünken schalten und walten! Sie verlangen, daß jene ein Riff ganz nach Ihrem Willen hebe oder senke, so ganz nach Ihrem höchsteigenen

persönlichen Bedürfnis, und nachdem sie diese Felskanten ganz speziell geschaffen hat, um die brennende ›Chancellor‹ löschen zu können, mag sie Klippen, nur auf die Berührung Ihrer Wünschelrute, wieder versenken, um sie wieder frei zu machen?«

»Nein, nein, Mr. Kazallon«, erwidert der junge Mann lächelnd, »ich will gar nichts, als Gott danken, daß er uns so sichtbar beschützt hat. Er hat unser Fahrzeug auf dieses Riff werfen wollen und er wird es schon wieder schwimmen lassen, wenn die Zeit dazu gekommen ist.«

»Und wir werden dazu mit allen Kräften helfen, nicht wahr, meine Freunde?«

»Gewiß, Mr. Kazallon«, erwiderte Mr. Letourneur,

»denn es ist eine unabweisliche Pflicht, sich selbst zu helfen; dennoch tut André sehr recht daran, sein Vertrauen auf Gott zu setzen. Wenn sich der Mensch auf das Meer hinauswagt, wendet er die ihm von Natur verliehenen Fähigkeiten in weitestem Umfang an; auf dem grenzenlosen Ozean fühlt er aber auch, wenn die Elemente sich entfesseln, wie zerbrechlich das Fahrzeug, das ihn trägt, wie schwach und ohnmächtig er selbst ist!

Deshalb meine ich, sollte die Devise des Seemanns lauten: Vertrauen zu sich selbst und Glauben an Gott!«

»Wie wahr ist das, Mr. Letourneur«, habe ich geantwortet. »Auch glaube ich, es wird nur wenige Seeleute geben, deren Herzen religiösen Eindrücken hartnäckig verschlossen sind!«

So sprechend untersuchen wir die Felsmassen, die die Basis des Eilands bilden, mit aller Sorgfalt, und über-zeugen uns immer mehr von dessen ganz neuerlichem Ursprung. Nirgends findet sich eine Muschel oder ein Tangbüschel an die Basaltwände geheftet. Ein Liebhaber der Naturkunde möchte bei der Durchsuchung dieser Steinhaufen schwerlich auf seine Kosten kommen, hier, wo weder Tier- noch Pflanzenreich ihren Stempel aufgedrückt haben. Schalentiere fehlen ebenso vollständig wie Wasserpflanzen. Noch hat der Wind kein Samenkörnchen hierher geweht und haben die Seevögel hier kein Obdach gesucht. Dem Geologen allein böte sich vielleicht Stoff zu interessanten Forschungen über dieses basaltische Gebilde, das die Spuren seines plutonischen Herkommens noch unverwischt an der Stirn trägt.

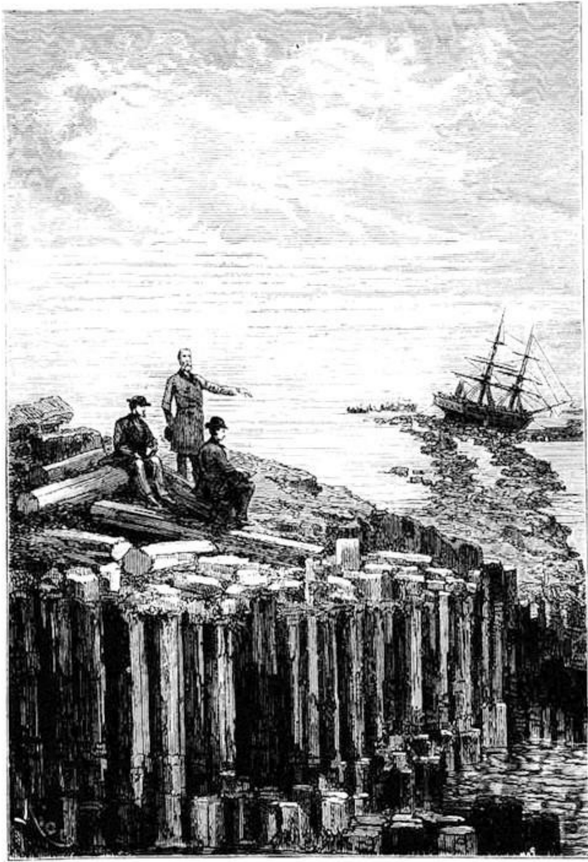
Eben jetzt erreicht unser Boot die Südspitze des Eilands, neben der die ›Chancellor‹ aufgefahren ist. Ich schlage meinen Begleitern vor, an Land zu gehen, sie gehen mit großem Vergnügen darauf ein.

»Falls das Eiland wieder untergehen sollte«, sagt der junge André lachend, »müssen ihm menschliche Wesen wenigstens einen Besuch abgestattet haben!«

Das Boot landet, und wir betreten den Basaltfelsen.

André geht bei dem ziemlich bequem zu ersteigenden Steinboden voraus; der junge Mann braucht keinen Arm, der ihn stützte. Sein Vater bleibt etwas hinter ihm, in meiner Nähe, zurück, und so ersteigen wir das Riff auf einem sanften Abhang, der zu seinem Gipfel emporführt.

In einer Viertelstunde legen wir die Entfernung bis dahin zurück und setzen uns alle drei auf eine Basaltsäule, die den höchsten Felsen des Eilands krönt. André Letourneur zieht dann ein Notizbuch aus der Tasche und beginnt, das Riff, dessen Ränder sich von dem grünlichen Wasser deutlich vor unseren Augen abheben, sorgsam abzuzeichnen.



Der Himmel ist klar, und das jetzt niedrige Meer entblößt auch die letzten Felsvorsprünge im Süden, die eine schmale Straße zwischen sich lassen, die die ›Chancellor‹ vor dem Auffahren passiert hat.

Die Form des ganzen Riffs erscheint sehr eigentümlich und erinnert lebhaft an die eines »Yorker Schinkens«, dessen mittlerer Teil bis zu der Höhe anschwillt, die wir jetzt einnehmen.

Nachdem André die Umrisse des Eilands zu Papier gebracht hat, sagt sein Vater:

»Du zeichnest da ja einen Schinken, mein Kind!

»Jawohl, Vater, aber einen Schinken aus Basalt, dessen Größe wohl auch einen Riesen zufriedenstellen würde, und wenn Kapitän Kurtis zustimmt, werden wir das Riff ›Ham-Rock‹ (d.h. Schinkenfels) taufen.«

»Herrlich«, rufe ich, »ein gut erfundener Name! Das Schinkenfels-Riff! Mögen sich ihm die Seefahrer immer in respektvoller Entfernung halten, denn ihre Zähne sind nicht hart genug, es anzubeißen!«

An der Südspitze des Eilands ist die ›Chancellor‹ aufgefahren, d.h. auf dem Knochen oder Stiel des Schinkens und in der kleinen Ausbuchtung, die seine Biegung bildet. Sie neigt sich gerade jetzt sehr stark nach Steuerbord, da eben tiefe Ebbe ist.

Nach Vollendung der Skizze durch André Letourneur steigen wir über eine andere schiefe, nach Westen zu ab-fallende Ebene wieder herab und treffen bald auf eine hübsche, niedliche Grotte. Zuerst möchte man sie für ein Werk der Architektur halten, und sie ähnelt sehr den von der Natur in den Hebriden geschaffenen, und speziell der Grotte auf der Insel Staffa. Die Herren Letourneur, die die Fingalshöhle besucht haben, wollen diese, wenn auch in kleinerem Maßstab, hier vollständig wiederfinden; hier zeigt sich dieselbe Anordnung konzentrischer Prismen, die von der Art der Erstarrung des Basalts herrührt; dieselbe Decke schwarzer Balken, deren Fugen mit einer gelblichen Masse verkittet erscheinen; dieselbe Reinheit der Kristallkanten, wie sie der Meißel eines Bildhauers nicht sauberer herzustellen vermöchte, endlich dasselbe Klingen in den tönenden Basalten, aus denen die gälische Volkssage Harfen der Schatten Fingals gemacht hat. Auf Staffa bildet aber das Meer den Boden der Höhle, der hier nur von hohen Wogen erreicht werden kann, wo eine Schicht von Basaltschäften einen festen Grund darstellt.

»Übrigens«, bemerkt André Letourneur, »ist die Grotte auf Staffa eine ungeheure gotische Kathedrale, diese hier aber nur eine Kapelle zu jener. Wer hätte jedoch ein solches Wunder auf einem unbekannten Riff des Ozeans zu finden erwartet?«

Nach einstündigem Ausruhen in der Ham-Rock-Grotte gehen wir am Ufer des Eilands lang und kommen zur ›Chancellor‹ zurück. Robert Kurtis wird von den Resultaten unseres Ausflugs in Kenntnis gesetzt und verzeichnet auf der Karte das Eiland unter dem ihm von André Letourneur gegebenen Namen.

Die folgenden Tage haben wir niemals versäumt, einen Spaziergang nach der Ham-Rock-Grotte zu machen, in der wir so manche Stunde verbringen. Auch Robert Kurtis besuchte sie, doch ist er jetzt mit hunderterlei anderen Dingen zu sehr beschäftigt, um zur Bewunderung der Natur gestimmt zu sein. Falsten begab sich nur einmal dahin, um die Natur des Gesteins kennenzulernen, und mit der für Schönheiten an sich unempfindlichen Ruhe des Geologen einige Brocken loszubrechen. Mr. Kear hat sich darum keine Umstände machen

wollen, er ist an Bord geblieben. Mrs. Kear habe ich das Angebot gemacht, uns bei einer solchen Exkursion zu begleiten, aber die Unannehmlichkeit, sich nach dem Boot zu begeben und vielleicht einiger Anstrengung ausgesetzt zu sein, hat sie veranlaßt, es abzuschlagen.

Mr. Letourneur hat auch Miss Herbey gefragt, ob sie Lust habe, das Riff zu besuchen. Das junge Mädchen glaubte dazu ja sagen zu dürfen, glücklich, der launischen Tyrannei ihrer Herrin, wenn auch nur für eine kurze Stunde, zu entfliehen. Als sie aber Mrs. Kear um die Erlaubnis bittet, das Schiff verlassen zu dürfen, schlägt diese es ihr rundweg ab.

Mich ärgert das, und ich lege bei Mrs. Kear ein Wort für Miss Herbey ein. Ich habe zwar meine Not mit jener, da ich aber früher schon Gelegenheit hatte, der Egoistin einige Dienste zu leisten, und sie nicht weiß, ob sie meiner vielleicht später wieder bedarf, gibt sie endlich meinen Bitten nach.

Miss Herbey begleitet uns also nun mehrere Male beim Spaziergang über die Felsen. Öfter fischen wir auch am Ufer des Eilands und verzehren heiter ein Früh-stück in der Grotte, wozu die Basaltharfen im Wind tönen. Wir sind selbst ganz beglückt über das Vergnügen Miss Herbeys, sich einige Stunden frei zu fühlen. Das Eiland ist gewiß nur klein, aber niemals ist dem jungen Mädchen etwas in der Welt größer erschienen. Auch wir lieben dieses dürre, trostlose Riff, und bald gibt es keinen Stein mehr, den wir nicht kennten, keinen Pfad, den wir nicht fröhlich gewandelt wären. Im Vergleich zur ›Chancellor‹ ist es immer ein großes Gebiet, und ich weiß bestimmt, daß wir es zur Stunde der Abfahrt nur ungern verlassen werden.

Bezüglich der Insel Staffa teilt uns André Letourneur noch mit, daß sie der Familie MacDonald gehöre, die sie für den jährlichen Zins von 12 Pfund Sterling[4] verpachtet hat.

»Nun, meine Herren«, begann darauf Miss Herbey, »glauben Sie, daß man für diese hier mehr als eine halbe Krone verlangen würde?«



»Keinen Pfennig, Miss«, antwortete ich lachend.

»Hätten Sie Lust, sie zu pachten?«

»Nein, Mr. Kazallon«, erwidert das junge Mädchen mit einem unterdrückten Seufzer, »und doch ist hier vielleicht der einzige Ort, an dem ich glücklich gewesen bin!«

»Und ich auch!« sagt André halblaut.

Welch heimliches Leiden spricht aus dieser Antwort Miss Herbeys! Das junge Mädchen in ihrer Armut, ohne Eltern oder Freunde hat noch nirgends ein Glück – das Glück einiger flüchtiger Minuten – gefunden, als auf einem unbekannten Felsen des Atlantischen Ozeans!

# 19

6. bis 15. November. – Während der 5 ersten Tage nach der Strandung sind dem Kielraum der ›Chancellor‹ stets dicke, beißende Dämpfe entströmt; dann haben sie sich nach und nach vermindert und am 6. November kann man die Feuersbrunst als erloschen ansehen. Aus Fürsorge aber läßt Robert Kurtis die Pumpen noch fortarbeiten, so daß der Schiffsrumpf jetzt bis zum Zwischendeck mit Wasser gefüllt ist. Nur zur Zeit der Ebbe sinkt das Wasser im Frachtraum, und die Oberflächen im Inneren und Äußeren stellen sich auf gleiches Niveau.

»Es beweist das«, sagt Robert Kurtis zu mir, »daß das Leck ziemlich beträchtlich sein muß, da das Wasser mit solcher Schnelligkeit nachsinkt.«

Wirklich beträgt die Oberfläche der Öffnung im Rumpf nicht weniger als 4 Quadratfuß. Einer der Matrosen, Flaypol, ist ins Meer getaucht und hat die Stelle und Ausdehnung der Havarie untersucht. Die Eintrittsöffnung des Wassers befindet sich etwa 30 Fuß vom Steuer nach vorn zu; es sind Planken durch eine Felsenspitze eingedrückt, und zwar 2 Fuß über der Kiel-fuge. Der Anprall muß sehr stark gewesen sein, denn das Fahrzeug war schwer beladen und das Meer ging hoch. Fast möchte man bewundern, daß der Rumpf sich nicht an noch mehr Stellen geöffnet hat. Ob das Leck leicht zu stopfen sein wird, läßt sich erst dann beurteilen, wenn die Ladung entweder entfernt oder doch weggeräumt ist, so daß der Zimmermann es erreichen kann.

2 Tage dürfen indes noch vergehen, um in den Frachtraum der ›Chancellor‹ eindringen zu können und diejenigen Baumwollballen zu entfernen, die das Feuer noch unversehrt gelassen hat.

Während dieser Zeit bleibt Robert Kurtis nicht müßig, und es werden, unter tatkräftiger Unterstützung der Mannschaft, sehr wichtige Arbeiten ausgeführt. So läßt der Kapitän den Besanmast, der beim Auffahren abgebrochen war, wiederherstellen, da es gelungen ist, ihn mit seinem ganzen Takelwerk anzuholen. Mittels starker Stützbalken am Heck gelangt man dazu, ihn wieder auf seinen früheren Stumpf aufzusetzen, nachdem der Zimmermann diesen mit Zapfenlöchern versehen hat.

Angelegte Wangen, die durch eiserne Bänder und tüchtige Bolzen gehalten sind, sichern die Verbindung der beiden Bruchstücke.

Nachdem das geschehen ist, mustert man sorgfältig die Strickleitern und das Tauwerk, prüft die Stagen, wechselt einige Segel aus, ordnet die laufenden Seile, und so dürfen wir hoffen, mit aller Sicherheit segeln zu können.

Am Bug und Heck des Schiffes gibt es viel Arbeit, denn das Oberdeck und die Mannschaftskajüte sind von den Flammen arg mitgenommen. Es ergibt sich also die Notwendigkeit, alles wieder in Stand zu setzen, was natürlich einige Zeit und Mühe erfordert. An Zeit fehlt es nicht, an Mühe spart man nicht, und bald können wir in unsere Kabinen zurückkehren.

Erst am 8. kann die Entladung der ›Chancellor‹ mit Aussicht auf Erfolg begonnen werden. Da die Baumwollballen durchnäßt sind von dem Wasser, das bei der Flut den ganzen Kielraum erfüllte, bringt man über den Deckluken Kräne an, und wir gehen der Mannschaft mit zur Hand, die schweren Ballen heraufzuwinden, die sich zum größten Teil zerstört zeigen. Einer nach dem andern wird auf die Jolle verladen und nach dem Riff geschafft.

Nach Löschung der obersten Schicht der Fracht wird es notwendig, das Wasser aus dem Frachtraum mindestens zum Teil auszupumpen. Das erfordert aber einen möglichst guten Verschluß des Lecks, das der Felsen in den Rumpf gestoßen hat. Eine schwere Arbeit; doch der Matrose Flaypol und der Hochbootsmann unternehmen sie mit dem lobenswertesten Eifer. Zur Zeit der Ebbe ist es ihnen geglückt, unter die Steuerbordseite zu tauchen, und eine Kupferplatte über die Öffnung zu nageln; da dieses Blech aber dem Druck von außen schwerlich Widerstand zu leisten imstande sein kann, wenn sich infolge des Pumpens das Niveau im Inneren senkt, so versucht Robert Kurtis es durch Baumwollballen, die gegen die eingedrückten Planken gepreßt werden, zu unterstützen. Material ist ja genug vorhanden, und bald ist der Grund der ›Chancellor‹ wie gepolstert mit jenen schweren und undurchdringlichen Ballen, welche die Widerstandsfähigkeit des Kupferblechs erhöhen sollen.

Das Verfahren des Kapitäns hatte den gewünschten Erfolg. Man erkennt es deutlich, seitdem die Pumpen in Tätigkeit sind, denn das Wasserniveau im Frachtraum sinkt immer mehr, und die Leute setzen die Entladung rüstig fort.

»Es wird nun wahrscheinlich«, sagt Robert Kurtis zu uns, »daß wir bis zu der Havarie hinunter gelangen und sie vom Inneren aus wieder ausbessern können. Freilich wäre es geratener, das Schiff kielzuholen, doch fehlen mir dazu gänzlich die Hilfsmittel. Ich würde mich davon auch durch die Befürchtung abhalten

lassen, daß schlechtes Wetter einträte, während das Schiff auf der Seite läge. Nichtsdestoweniger glaube ich Ihnen versichern zu können, daß der Zugang des Wassers auf geeignete Weise verschlossen werden wird, und daß wir in nicht zu ferner Zeit und unter Verhältnissen, die eine genügende Sicherheit garantieren, nach der nächsten Küste absegeln können.«

Nach zweitägiger Arbeit war das Wasser zum größten Teil ausgepumpt, und die Entladung der letzten Ballen der Fracht ging ohne Schwierigkeit vonstatten. Auch wir haben bei den Pumpen jetzt mit Hand anlegen müssen, um die Mannschaft abzulösen, und haben das gewissenhaft getan. Trotz seiner Schwäche hat sich auch André Letourneur uns angeschlossen, und jeder erfüllt seine Pflicht nach besten Kräften.

Doch, das war eine anstrengende Arbeit; wir vermochten sie nicht lange fortzusetzen, ohne einmal auszuruhen. Die fortwährende auf- und abgehende Bewegung brach uns fast die Arme, und ich verstehe recht gut, daß die Matrosen sich gern von ihr wegzustehlen suchen. Wir befinden uns dabei noch unter günstigen Verhältnissen, da das Schiff auf festem Grund liegt und unter unseren Füßen kein Abgrund gähnt. Wir verteidigen jetzt nicht unser Leben gegen das anstürmende Meer und bekämpfen kein Wasser, das ebenso, wie es ausgeschöpft wird, immer wieder nachdringt! Gebe der Himmel, daß wir nie auf einem sinkenden Schiff eine solche Prüfung auszuhalten haben.

15. bis 20. November. – Heute endlich hat man den Frachtraum eingehender untersuchen können; endlich ist das Kolli mit dem Pikrat ganz hinten an einer Stelle aufgefunden worden, die das Feuer glücklicherweise nicht erreicht hat. Das Kolli zeigt sich unversehrt, nicht einmal durch das Wasser hat sein Inhalt Schaden genommen, und man bringt es an einem sicheren Platz an der Spitze des Eilands unter. Warum es nicht sofort ins Meer geworfen wurde? – Ich weiß es nicht; mit einem Wort: es ist nicht geschehen.

Robert Kurtis und Daoulas haben bei ihrer Untersuchung das Deck und seine Tragbalken weniger zerstört gefunden, als man erwartete. Die intensive Hitze, der sie ausgesetzt gewesen sind, hat sie zwar verzogen, ohne sie tief anzunagen, und die Wirkung des Feuers scheint sich mehr gegen die Seiten des Schiffsrumpfs geäußert zu haben.

Wirklich sind die Weger[5] auf eine große Strecke hin von den Flammen verzehrt; da und dort ragen die Köpfe verkohlter Holzpflöcke hervor, und leider ist das ganze Rippenwerk sehr tiefgehend ergriffen worden.

Das Werg an den Stoßverbindungen und in den Fugen muß bald verbrannt gewesen sein, und man darf es als ein reines Wunder betrachten, daß das Fahrzeug sich nicht schon längst geöffnet hat.

Man muß zugeben, daß das mißliche Umstände sind.

Die Beschädigungen sind tatsächlich so ernster Natur, daß Robert Kurtis, wenn er sich jetzt auf einer Insel und nicht auf einem, jeden Augenblick dem Wogenschwall preisgegebenen Riff befände, gar nicht zögern würde, das ganze Schiff zu demolieren, und daraus ein kleineres, aber verläßlicheres zu bauen.

Robert Kurtis ist sich jedoch über die Situation völlig klar; er läßt uns alle, Mannschaften und Passagiere, auf dem Deck der ›Chancellor‹ zusammentreten.

»Meine Freunde«, beginnt er, »unsere Havarien erweisen sich weit bedeutender, als sie vorher angenommen wurden, und der Rumpf des Schiffes ist ganz besonders schwer betroffen. Da uns einerseits jedes Mittel abgeht, jenen wieder zu reparieren, und wir andererseits auf diesem Eiland, nur abhängig von der Gnade des Windes, keine Zeit haben, ein anderes Fahrzeug zu erbauen, so geht

mein Vorschlag dahin: wir verstopfen das Leck so gut wie nur möglich, und suchen den nächsten Hafen zu erreichen. Wir sind nur 800 Meilen von der Küste von Paramaribo, das den nördlichen Teil von Holländisch-Guyana bildet, entfernt und können dort bei einigermaßen günstigem Wind schon in 10 bis 12 Tagen eine Zuflucht finden!«

Wirklich war ja nichts anderes zu tun; so wurde denn Robert Kurtis' Vorschlag einstimmig gebilligt.

Daoulas und seine Gehilfen bemühen sich nun, das Leck auch von innen her zu verschließen, und verstärken die angekohlten Rippenpaare aufs beste. Trotz alledem leuchtet es ein, daß die ›Chancellor‹ für eine längere Fahrt die nötige Sicherheit nicht bietet und daß sie im ersten besten Hafen, den sie anläuft, für seeuntüchtig erklärt werden wird.

Der Zimmermann kalfatert auch die äußeren Fugen der Verplankung, soweit diese während der Ebbe bloßgelegt wird; denjenigen Teil aber, der auch zu dieser Zeit unter Wasser bleibt, kann er nicht untersuchen und muß sich begnügen, ihn inwendig möglichst auszubessern.

Diese verschiedenen Arbeiten dauern bis zum 20. November; nun, nachdem man alles mögliche getan hat, das Schiff wieder in Stand zu setzen, beschließt Robert Kurtis, es wieder in tieferes Wasser zu bringen.

Es versteht sich von selbst, daß die ›Chancellor‹, seit der Entfernung der Frachtgüter und des Wassers aus dem Frachtraum selbst, vor Eintritt der vollen Flut sich schwimmend erhielt. Da man die Vorsicht gebraucht hatte, sie an beiden Enden zu verankern, wurde sie nicht weiter auf die Klippe gehoben, sondern blieb in dem kleinen natürlichen Bassin, das zur Rechten und zur Linken von Felsen begrenzt ist, die sich auch während des höchsten Stands der Flut nicht mit Wasser bedecken. Das Bassin erweist sich auch geräumig genug, um das Schiff zu wenden, was mit Hilfe starker Taue leicht ausgeführt wird, so daß sein Vorderteil jetzt nach Süden gekehrt ist.

Es erscheint demnach gar nicht so schwierig, die ›Chancellor‹ ganz frei zu machen, entweder durch Aufhissen der Segel, wenn der Wind dazu günstig wäre, oder durch Schleppen durch die Einfahrtsöffnung bei konträrer Luftströmung. Der Ausführung dieses Vorhabens stellen sich freilich Hindernisse anderer Art entgegen, die dabei zu überwinden sind.

Der Eingang der Durchfahrt ist nämlich durch eine quer vorliegende Basaltbarriere verschlossen, die auch beim höchsten Stand der Flut kaum so hoch mit Wasser überdeckt ist, wie es der Tiefgang der ›Chancellor‹, trotz der möglichsten Entlastung, erfordert. Wenn sie vor ihrer Strandung dennoch über diesen Felsengrat hinweggekommmen ist, so erklärt sich das, ich wiederhole es, dadurch, daß sie von einer gewaltigen Welle emporgehoben und in das Bassin hineingeworfen wurde. Dazu kommt noch, daß an jenem Tag nicht die gewöhnliche bei Neumond eintretende, sondern die stärkste Hochflut des Jahres war, und es dauert einige Monate, bis sich eine so hohe äquinoktiale Springflut wiederholt.

Nun leuchtet es aber ein, daß Robert Kurtis nicht mehrere Monate lang warten kann. Heute ist Syzygien-Springflut; er muß diese benutzen, um sein Schiff zu befreien; gelangt es erst bis über das Bassin hinaus, soll es aufs neue so weit belastet werden, um Segel tragen und Fahrt machen zu können.

Glücklicherweise weht ein erwünschter Nordostwind in der Richtung der Durchfahrt. Der Kapitän ist aber mit Recht zu vorsichtig, mit vollen Segeln gegen ein Hindernis anzufahren, das ihn doch vielleicht aufhalten könnte, noch dazu mit einem Fahrzeug, dessen Haltbarkeit jetzt so fraglich geworden ist. Nach einer Beratung mit Leutnant Walter und dem Hochbootsmann entscheidet er sich, die ›Chancellor‹ zu schleppen. Infolgedessen wird unter ihr Heck ein Anker eingelegt, um für den Fall des Mißlingens der Operation das Schiff nach dem Ankerplatz zurückwinden zu können. Zwei weitere Anker werden außerhalb der kaum 200 Fuß langen Durchfahrt auf den Grund gelassen. Deren Ketten legt man an die Spille, die Mannschaften begeben sich an deren Drehbalken und um 4 Uhr nachmittags setzt sich die ›Chancellor‹ in Bewegung.

Um 4 Uhr 43 muß die Flut am höchsten sein. Schon 10 Minuten vorher ist das Schiff so weit angeholt, wie es sein Tiefgang gestattet; bald aber streifte der vordere Teil des Kiels die Felskante und mußte es anhalten.

Jetzt, wo der Vorderstern schon über das Hindernis hinweg ist, hat Robert Kurtis keine Ursache mehr, die Kraft des Windes nicht der mechanischen Wirkung der Spille beizugesellen; man entfaltet also möglichst viele Segel und stellt sie rechtwinklig gegen den Wind.

Jetzt gilt es! Die Flut steht. Passagiere und Matrosen sind an den Balken der Spille. Robert Kurtis befindet sich auf dem Oberdeck zur Beobachtung der

Segel, der Leutnant auf dem Vorderkastell, der Hochbootsmann am Steuer.

Die ›Chancellor‹ erzittert von einigen Stößen, und ein wenig hebt sie auch das zum Glück ruhige Meer.

»Nun vorwärts, meine Freunde«, ruft Robert Kurtis mit seiner ruhigen, vertrauenerweckenden Stimme,

»jetzt mit vereinten Kräften – los!«

Die Balken der Spille werden in Bewegung gesetzt, daß das Holz ächzt, die angezogenen Ketten scharren und klirren in den Klüsen. Da erhebt sich etwas Wind, und weil das Schiff ihm nicht nachgeben und sich fortbewegen kann, biegen sich die Masten unter seinem Druck. Wir gewinnen an die 20 Fuß. Ein Matrose stimmt eines jener monotonen Lieder an, deren Rhythmus die Gleichzeitigkeit der Bewegungen sichert. Wir verdoppeln unsere Anstrengungen, die ›Chancellor‹ erzittert...

Vergeblich; das Meer sinkt schon wieder. Wir kommen nicht hindurch.

Auf der schmalen Felskante kann aber das Schiff unmöglich gelassen werden, da es bei voller Ebbe zerbrechen müßte. Auf Befehl des Kapitäns werden die Segel schleunigst wieder eingezogen und der hinter uns versenkte Anker soll nun in Anspruch genommen werden.

Kein Augenblick ist jetzt zu verlieren. Man dreht rückwärts, es sind Augenblicke der entsetzlichsten Angst...

Doch die ›Chancellor‹ gleitet auf dem Kiel und gelangt in das Bassin, jetzt sein Gefängnis, zurück.

»Nun, Kapitän«, fragt da der Hochbootsmann, »wie werden wir durchkommen?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortet Robert Kurtis, »aber wir müssen hindurch.«

# 21

21. bis 23. November. – In der Tat ist es notwendig, dieses beschränkte Bassin, und zwar sobald wie möglich, zu verlassen. Das Wetter, das uns während des ganzen Monats November begünstigt hat, droht umzuschlagen.

Seit gestern ist das Barometer gesunken und rings um den Ham-Rock geht die See höher. Das Eiland bietet den Windstößen zu wenig Widerstand; die ›Chancellor‹ müßte hier ohne Zweifel zertrümmert werden.

Während der Ebbe am heutigen Abend haben wir, Robert Kurtis, Falsten, der Hochbootsmann, der Zimmermann und ich, uns nach der jetzt freiliegenden Basaltbarriere begeben. Ein Passieren ist nur zu er-zwingen, wenn die Felskante in einer Breite von etwa 10 und einer Länge von 6 Fuß mit der Spitzhacke bearbeitet wird. Eine Tieferlegung von 8 bis 9 Zoll muß für die ›Chancellor‹ schon das nötige Wasser schaffen, und wenn man diesem kleinen Kanal mit der nötigen Vorsicht folgt, kann die ›Chancellor‹ ihn ohne Schaden zu nehmen durchfahren und dicht außerhalb in tiefes Fahrwasser gelangen.

»Dieser Basalt ist aber so hart wie Granit«, bemerkt der Hochbootsmann, »und das wird um so mehr eine lange Zeit beanspruchende Arbeit werden, als sie nur während der Tiefebbe, d.h. während 2 Stunden von 24, vorgenommen werden kann.«

»Ein Grund mehr, Hochbootsmann, keine Sekunde zu verlieren«, erwidert ihm Robert Kurtis.

»Ach, Kapitän«, sagt Daoulas, »einen Monat über werden wir damit zu tun haben! Ging' es denn gar nicht an, die Felsen zu sprengen? Pulver ist ja an Bord.«

»Zu dem Zweck zu wenig!« erklärte der Hochbootsmann.

Die Situation wird sehr ernst. Einen Monat lang Arbeit! Vor Verlauf eines Monats wird aber das Schiff durch die Wellen zerstört sein.

»Wir haben ja etwas Besseres, als Pulver«, sagt da Falsten.

»Und was?« fragt Robert Kurtis mit einer Wendung nach dem Ingenieur.

»Das Natron-Pikrat!« antwortet der Ingenieur.

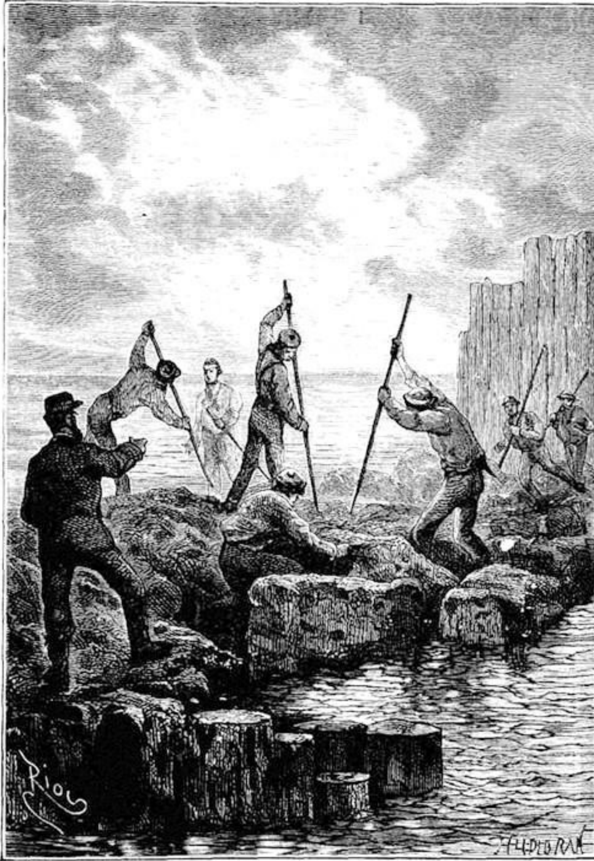
Das Natron-Pikrat, wahrhaftig! Das von dem unglücklichen Ruby hereingeschmuggelte Kolli. Die explosive Substanz, die nah daran gewesen ist, das Schiff zu zersplittern, soll nun dazu dienen, unser Fahrthindernis zu beseitigen!

Ein Sprengloch in den Basalt, und die Felskante existiert nicht mehr!

Das Pikratkolli ist wie gesagt auf dem Riff an sicherer Stelle niedergelegt worden. Es darf als ein Glück betrachtet werden, daß man es nach seiner Entfernung aus dem Frachtraum nicht ins Meer geworfen hat.

Die Matrosen holen Spitzhauen herbei, und Daoulas beginnt unter Leitung Falstens einen Minengang in derjenigen Richtung, die den umfassendsten Effekt zu erzielen verspricht, auszuarbeiten. Alles berechtigt zu der Hoffnung, daß der Gang während der Nacht vollendet werden wird und daß morgen mit Tagesanbruch nach erfolgter erfolgreicher Explosion die Durchfahrt freigelegt sein werde.

Bekanntlich ist die Pikrinsäure ein kristallinischer Körper von bitterem Geschmack, den man aus Steinkohlenteer gewinnt und der mit Natron eine gelbgefärbte Verbindung, eben jenes Natron-Pikrat, bildet. Die explosive Gewalt dieser Substanz erreicht zwar die der Schießbaumwolle noch nicht, übertrifft jedoch die des gewöhnlichen Pulvers erheblich. Seine Entzündung erfolgt schon durch einen heftigen, kurzen Stoß, wir werden sie aber auch durch Zündpillen leicht bewerkstelligen können.



Daoulas hat zwar, so gut wie seine Leute, tüchtig gearbeitet, bei Tagesanbruch ist das Sprengloch aber noch weit von seiner Vollendung entfernt. Wirklich kann daran nur zur Zeit der tiefsten Ebbe, d.h. immer nur eine Stunde lang gearbeitet werden. Vier Gezeiten werden vorübergehen müssen, jenem die gewünschte Tiefe zu geben.

Erst am Morgen des 23. ist die mühsame Arbeit vollbracht. Die Basaltmauer ist mit einem schräg nach unten verlaufenden Sprengloch versehen, hinreichend für gut 10 Pfund des explosiven Salzes, und diese Mine soll sofort geladen werden.

Gerade vor dem Einbringen des Pikrats in das Loch bemerkt Falsten:

»Wir sollten unser Sprengmittel mit gewöhnlichem Pulver vermischen, das erlaubt uns, die Mine durch eine Lunte in Brand zu setzen, was jedenfalls geeigneter erscheint, als die Explosion einer Zündpille durch einen Schlag zu veranlassen. Übrigens hat man sich überzeugt, daß die gleichzeitige Anwendung von Pulver und Pikrat bei harten Felsarten bessere Resultate erzielt. Das seiner

Natur nach sehr plötzlich wirkende Pikrat arbeitet dabei, wie es scheint, dem Pulver vor, das sich langsamer entzündend den Basalt dann vollends zur Seite wirft.«

Sehr oft spricht der Ingenieur Falsten nicht, aber wenn er es tut, sind es Worte von Gehalt. Sein Rat wird befolgt. Man vermengt die beiden Substanzen und bringt nach vorhergegangener Einführung einer Lunte die Mischung in das Sprengloch, das sorgfältig verschlossen wird.

Die ›Chancellor‹ liegt weit genug von der Mine entfernt, so daß für sie von der Explosion nichts zu fürchten ist; doch haben sich Passagiere und Mannschaften aus Vorsicht bis nach den entfernteren Teilen des Riffs und in die Grotte zurückgezogen, und auch Mr. Kear hat sich bequemen müssen, trotz seiner Einwände das Schiff zu verlassen.

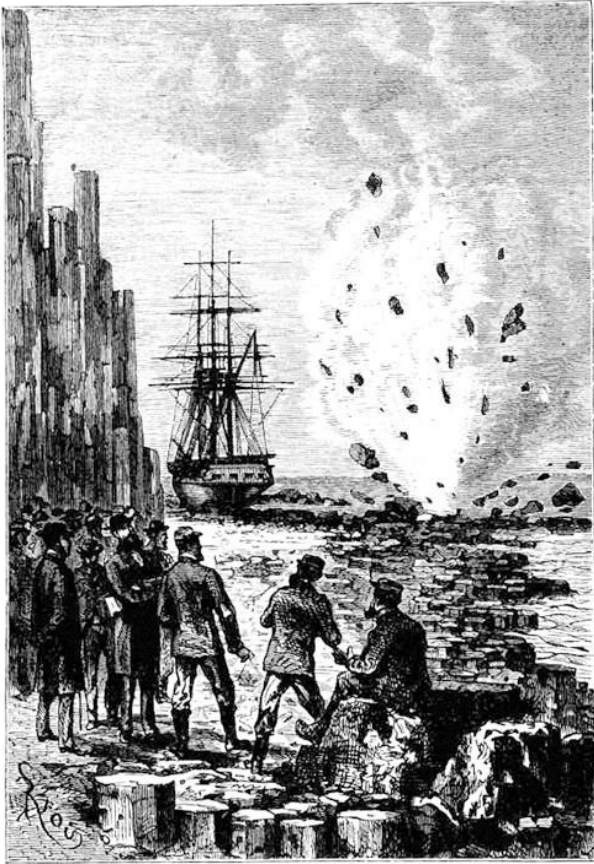
Falsten entzündet die Lunte, die eine Brenndauer von 10 Minuten haben muß, und gesellt sich dann zu uns.

Die Explosion erfolgt. Sie ist dumpf und weniger laut gewesen, als man erwartet hätte, doch soll das bei allen tief angelegten Minen der Fall sein.

Wir eilen hinzu... Die Operation ist vollkommen geglückt. Die Basaltwand ist buchstäblich zerstäubt, und jetzt durchsetzt ein kleiner Kanal, den die Flut eben anzufüllen beginnt, das Hindernis und gewährt uns unbehinderten Durchgang.

Ein allgemeines Hurra! Die Kerkertür ist offen, wir brauchen nur zu entfliehen!

Nach eingetretenem Hochwasser wird die ›Chancellor‹ mittels seiner Anker angeholt, passiert den Kanal und schwimmt im freien Wasser!



Noch einen Tag lang müssen wir uns jedoch bei dem Eiland aufhalten, denn in seinen jetzigen Verhältnissen vermag das Schiff nicht zu segeln und muß erst noch Ballast einnehmen, um seine Stabilität zu sichern.

Während der nächsten 24 Stunden beschäftigt sich die Mannschaft also mit der Einladung von Steinen und derjenigen Baumwollballen, die am wenigsten Havarie erlitten haben.

Heute unternehmen Mr. Letourneur, Miss Herbey und ich noch einen letzten Spaziergang durch die Felsen des Riffs, das wir nie wiedersehen sollen und auf oder neben dem wir 3 Wochen verlebten. Der Name der

›Chancellor‹, der des Riffs selbst, das Datum der Strandung werden von André in eine Wand der Grotte kunst-gerecht eingemeißelt, und wir rufen ein letztes Lebe-wohl dem dürren Felsen zu, auf dem wir manche Tage und zwei von uns vielleicht bis dahin die glücklichsten ihres Lebens verbrachten!

Endlich am 24. November schmückt sich die ›Chancellor‹ zur Zeit der

Morgenflut mit ihren unteren Segeln, und 2 Stunden später verschwindet die letzte Spitze des Ham-Rock unter dem Horizont.

24. November bis 1. Dezember. – Nun schwimmen wir also auf dem Meer, und das auf einem Fahrzeug, dessen Festigkeit nur sehr zweifelhaft ist; doch haben wir ja zum Glück keine allzu weite Fahrt vor uns. Es handelt sich nur um 800 Meilen, und wenn der Nordostwind nur einige Tage anhält, wird die ›Chancellor‹, die vom Wind im Rücken nicht so arg angegriffen wird, die Küste von Guyana mit Sicherheit erreichen.

Beim Kurs nach Südwesten nimmt das Leben an Bord nun wieder seinen gewohnten Lauf.

Die ersten Tage vergehen ohne weitere Zwischenfälle. Die Richtung des Windes bleibt immer günstig, doch vermeidet Robert Kurtis zu viel Segel beisetzen zu lassen, da er eine Wiedereröffnung des Lecks fürchtet, wenn das Schiff zu schnell fährt.

Eine traurige Fahrt, wenn man zu dem Schiff, das einen trägt, kein Zutrauen haben kann. Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und an Bord entwickelt sich nicht jene lebhafte Mitteilungslust, wie bei einer raschen und sicheren Seefahrt.

Während des 29. geht der Wind um ein Viertel nach Norden zurück. Die Segelstellung muß geändert und die Steuerbordhalsen müssen beigesetzt werden. Infolgedessen neigt sich das Schiff stark nach der Seite.

Robert Kurtis zieht die Bramstengen ein, denn er bemerkt wohl, wie stark die Seitenneigung die ›Chancellor‹ belastet. Er tut recht daran, denn es geht weniger darum, eine schnelle Überfahrt auszuführen, als ohne neuen Unfall einen Hafen zu erreichen.

Die Nacht vom 29. zum 30. ist dunkel und dunstig.

Die Brise frischt immer mehr auf und unglücklicherweise droht der Wind nach Nordwesten umzuschlagen.

Die meisten Passagiere halten sich in ihren Kabinen auf.

Kapitän Kurtis verläßt dagegen das Oberdeck niemals, und die ganze Mannschaft bleibt auf dem Verdeck.

Noch immer neigt sich das Schiff ganz bedeutend, obwohl es gar kein Obersegel mehr trägt.

Gegen 2 Uhr morgens will auch ich mich in meine Koje zurückziehen, als einer der Matrosen, der im Kielraum gewesen war, eiligst daraus hervorkommt und ausruft:

»2 Fuß Wasser!«

Robert Kurtis und der Bootsmann eilen die Leiter hinab und finden die traurige Neuigkeit nur allzu-wahr. Ob sich das Leck trotz aller Vorsichtsmaßnahmen wieder geöffnet hat, oder ob einige schlecht kaltfaterte Fugen auseinandergewichen sind, läßt sich noch nicht sagen, jedenfalls dringt das Wasser wieder in den Kielraum ein.

Der Kapitän kommt aufs Verdeck zurück, läßt das Schiff wieder vor den Wind legen, damit es weniger umhergeworfen wird, und so erwartet man den Tag.

Beim Sondieren am Morgen findet man 3 Fuß Wasser...

Ich sehe Robert Kurtis an. Eine leichte Blässe fliegt über sein Gesicht, doch bewahrt er seine Kaltblütigkeit.

Die Passagiere, von denen einige auf das Verdeck gekommen sind, werden über den Vorfall informiert, den zu verheimlichen doch schwierig gewesen wäre!

»Ein neues Unglück«, sagt Mr. Letourneur zu mir.

»Das war vorauszusehen«, habe ich geantwortet, »indessen können wir nicht weit vom Land entfernt sein, und ich hoffe, daß wir es erreichen.«

»Gott möge Sie erhören!« erwiderte Mr. Letourneur.

»Ist denn Gott an Bord?« fragt Falsten mit Achselzucken.

»Er ist gegenwärtig, mein Herr«, fällt da Miss Herbey ein.

Der Ingenieur schweigt bei diesen Worten, dem Ausfluß eines frommen Glaubens, über den nicht zu streiten ist.

Inzwischen ist auf Anordnung Robert Kurtis' der Dienst an den Pumpen organisiert worden. Mit mehr Resignation als Eifer geht die Mannschaft an die

Arbeit; aber es geht um den Kopf, und die in zwei Gruppen geteilte Mannschaft löst sich an den Pumpenstangen ab.

Im Lauf des Tages wiederholt der Hochbootsmann die Sondierungen, und man erkennt, daß das Meer langsam, aber unablässig in den Frachtraum eindringt.

Zum Unglück kommen die Pumpen häufig in Unordnung; sie verstopfen sich entweder durch Asche oder Baumwollbällchen, die sich noch im unteren Teil des Kielraums befinden. Bei der notwendig werdenden Reinigung verlieren wir natürlich eine gewisse Zeit und die Erfolge unserer Mühe.

Am folgenden Morgen ergibt eine neue Untersuchung 5 Fuß Wasser im Frachtraum. Wenn das Herausschaffen aus irgendeinem Grund ausgesetzt werden müßte, würde das Schiff also sinken. Überhaupt kann das ja nur eine Frage der Zeit, und zwar einer sehr kurzen Zeit sein. Schon ist die Schwimmlinie der ›Chancellor‹ um einen Fuß gesunken und ihr Stampfen wird stärker, da sie sich nur schwerfällig mit den Wellen hebt.

Kapitän Kurtis sehe ich auch die Augenbrauen runzeln, sobald ihm der Leutnant oder der Hochbootsmann eine Meldung machen. Das ist kein gutes Vorzeichen!

Die Arbeit an den Pumpen ist den ganzen Tag und die Nacht über fortgesetzt worden. Dennoch nimmt das Wasser zu. Die Mannschaft ist erschöpft; unter den Leuten werden Anzeichen von Entmutigung bemerkbar. Inzwischen gehen der Leutnant und der Hochbootsmann mit ihrem Beispiel voran, und die Passagiere nehmen an den Pumpenhebeln Platz.

Jetzt ist die Lage freilich nicht dieselbe, wie zu der Zeit, als die ›Chancellor‹ auf dem festen Grund des Ham-Rock aufsaß; unser Fahrzeug schwebt über einem Abgrund, in den es jeden Augenblick versinken kann.

# 23

2. und 3. Dezember. – Noch 24 Stunden lang kämpfen wir mit aller Macht und verhindern ein Steigen des Wasserniveaus im Innern des Frachtraums; doch es liegt auf der Hand, daß die Zeit kommen wird, wo die Pumpen nicht mehr reichen werden, dieselbe Menge Wasser aus-zuwerfen, die durch das Leck im Rumpf eindringt.

Im Verlauf dieses Tages geht Robert Kurtis, der sich keinen Augenblick der Ruhe gönnt, selbst an eine Unter-suchung des Kielraums, bei der der Zimmermann und der Hochbootsmann ihn begleiten; auch ich schließe mich ihnen an. Wir schaffen einige Baumwollballen zur Seite und hören bei einiger Aufmerksamkeit ein Rauschen von Wasser, oder um es richtiger zu bezeichnen, ein »Gluck! Gluck!«. Robert Kurtis will auf jeden Fall versuchen, den Schiffsrumpf am Heck durch Einhüllung mit geteerten Segeln trockenzulegen. Vielleicht gelingt es, dadurch wenigstens vorderhand jede Verbindung mit dem Meer zu unterbrechen. Wenn das Nach-strömen des Wassers nur momentan aufzuhalten ist, wird man erfolgreicher pumpen und das Schiff wahrscheinlich wieder heben können.

Die Ausführung dieser Absicht ist umständlicher, als man glauben sollte. Zunächst muß die Schnelligkeit des Fahrzeugs gemäßigt werden, und nachdem die großen Segel, die die Jölltaue halten, bis nach dem Kiel hinuntergeglitten sind, leitet man sie bis zu der Stelle des früheren Lecks und versucht den ganzen Teil der ›Chancellor‹ vollkommen einzuhüllen.

Von jetzt ab wirken die Pumpen etwas bemerkbarer, und wir gehen mit neuem Mut an die Arbeit. Dennoch hat Kapitän Kurtis die größtmögliche Menge Segel beibehalten lassen, denn er weiß zu gut, daß der Rumpf der ›Chancellor‹ nicht lange aushalten kann und er große Eile hat, irgendein Land zu erreichen. Wenn ein anderes Schiff in Sichtweite vorüber käme, würde er nicht zögern, Notsignale zu geben, seine Passagiere, selbst die Mannschaften auszuschiffen und allein an Bord zu-rückzubleiben bis zum Versinken der ›Chancellor‹ unter seinen Füßen.

All unsere Hilfsmittel sollten aber vergeblich sein!

In der Nacht hat die Segelhülle dem Druck von außen nachgegeben, und am Morgen des 3. Dezember meldet der Hochbootsmann mit einigen kräftigen

Flüchen:

»Wieder 6 Fuß Wasser im Frachtraum!«

Die Tatsache ist nur zu richtig! Das Schiff füllt sich aufs neue an, es sinkt merklich tiefer, und schon taucht seine Schwimmlinie weit unter das Wasser. Indessen arbeiten wir an den Pumpen mit mehr Anstrengung denn je, und setzen unsere letzten Kräfte daran. Unsere Arme sind halb gebrochen, unsere Hände bluten, und trotz allen Quälens läuft uns das Wasser den Rang ab.

Robert Kurtis läßt nun noch an der großen Luke eine Kette bilden, und schnell fliegen die Eimer von Hand zu Hand.

Alles ist vergebens! Morgens um halb 9 ergibt die Messung einen noch weiteren Zuwachs des Wassers im Frachtraum. Schon bemächtigt sich die Verzweiflung einiger der Matrosen. Robert Kurtis treibt sie an, weiter-zuarbeiten. Sie weigern sich.

Unter den Leuten ist einer von sehr widerspenstigem Sinn, ein Anführer, von dem ich schon gesprochen habe, der Matrose Owen. Er mag 40 Jahre alt sein. Sein Gesicht endet mit einem rötlichen Spitzbart am Kinn, während die Wangen haarlos sind; seine Mundwinkel verlaufen nach unten, und seine fahlen Augen zeichnen sich durch einen roten Punkt an der Verbindungsstelle mit den Lidern aus. Er hat eine scharfe Nase, weit abstehende Ohren und seine Stirn ist durch häßliche Falten tief gefurcht.

Dieser verläßt zuerst seinen Posten.

Fünf oder sechs Kameraden folgen seinem Beispiel; unter ihnen bemerke ich den Koch Jynxtrop; ebenfalls ein verdächtiges Subjekt.

Auf den Befehl Robert Kurtis', an die Pumpen zurückzukehren, antwortet Owen mit einem trotzigen Nein.

Der Kapitän wiederholt seinen Befehl.

Owen bleibt bei seiner Weigerung.

Robert Kurtis nähert sich dem aufsässigen Matrosen.

»Ich rate Ihnen, mich nicht anzurühren«, sagt Owen in kaltem Ton und steigt

nach dem Vorderkastell hinauf.

Robert Kurtis begibt sich nach dem Oberdeck, geht in seine Kabine und kehrt mit einem geladenen Revol-ver in der Hand daraus zurück.

Einen Moment sieht Owen Robert Kurtis an, doch Jynxtrop macht ihm ein Zeichen, und alle nehmen ihre Arbeit wieder auf.

4. Dezember. – Der erste Versuch einer Meuterei ist durch das energische Auftreten Robert Kurtis' vereitelt worden. Wird der Kapitän in Zukunft ebenso glücklich sein? Man muß es hoffen, denn eine undisziplinierte Mannschaft müßte die ohnehin ernste Situation ganz unerträglich machen.

Auch während der Nacht dürfen die Pumpen nicht ruhen. Die Bewegungen des Schiffes sind schwerfällig; da es sich kaum mit den Wellen erhebt, überfluten es auch häufig Sturzseen, deren Wasser durch die geöffneten Luken eindringt und das schon im Frachtraum vorhandene vermehrt.

Unsere Lage wird nun bald ebenso bedrohlich wie in den letzten Tagen der Feuersbrunst. Passagiere, Mannschaften, alle merken es, daß das Fahrzeug ihnen unter den Füßen schwindet, und sehen langsam, aber ununterbrochen das Wasser darin steigen, das ihnen jetzt eben so furchtbar erscheint, wie früher die Flammen.



Dennoch arbeitet die Mannschaft unausgesetzt unter den Drohungen Robert Kurtis', und wohl oder übel kämpfen die Matrosen zwar mit aller Energie, doch fangen ihnen die Kräfte an zu schwinden. Ausschöpfen können sie dieses Wasser, das sich unablässig erneuert, und dessen Niveau von Stunde zu Stunde steigt, doch nicht mehr. Die, welche die Eimer handhaben, sind gezwungen, den Raum zu verlassen, wo sie, schon bis an den Leib im Wasser stehend, zu ertrinken befürchten müssen. Nun gibt es nur noch einen Ausweg, zu dem man sich am nächsten Tag, dem 4., nach einer Beratung zwischen dem Leutnant, dem Hochbootsmann und Robert Kurtis entschließt, nämlich den, das Schiff zu verlassen. Da die Jolle, das einzige uns verbliebene Boot, nicht alle zu fassen vermag, soll sofort ein Floß gezimmert werden, die Mannschaft indessen an den Pumpen tätig bleiben, bis zu dem Augenblick des Befehls zur Einschiffung.

Der Zimmermann Daoulas wird in Kenntnis gesetzt, und man kommt dahin überein, das Floß aus den Reserverahen und dem entbehrlichen Mastwerk, das vorher in Stücke von gewünschter Länge zerschnitten werden soll, zu erbauen. Das verhältnismäßig ruhige Meer erleichtert dieses selbst unter den günstigsten Umständen ziemlich schwierige Werk.

Ohne Zeitverlust gehen Robert Kurtis, der Ingenieur Falsten, der Zimmermann und zehn Matrosen mit Sägen und Äxten daran, die Rahen zu zerschneiden, bevor sie ins Meer geworfen werden. So braucht man sie nur noch haltbar zu verbinden und eine Unterlage herzustellen, auf welche die Plattform des Floßes zu liegen kommen soll, die man in einer Länge von 40 und einer Breite von 25 Fuß geplant hat.

Wir anderen Passagiere und der Rest der Mannschaft bleiben fortwährend an den Pumpen beschäftigt. Neben mir müht sich André Letourneur nach Kräften ab, den sein Vater fortwährend mit zärtlicher Erregung ansieht.

Was soll aus seinem Sohn werden, wenn er gegen die Wellen ankämpfen muß, unter Umständen, aus denen sich kaum ein gesunder und kräftiger Mensch zu retten vermag? Jedenfalls werden wir zwei sein, die ihn nicht verlassen.

Mrs. Kear hat man die drohende Gefahr verhehlt, da eine anhaltende Ohnmacht ihr fast jedes Bewußtsein raubt.

Mehrmals ist Miss Herbey auf dem Verdeck erschienen, doch nur während einiger Augenblicke. Zwar haben die Strapazen sie blässer gemacht, doch

immer ist sie stark und mutig. Ich empfehle ihr, sich auf alles ge-faßt zu machen.

»Ich bin immer bereit, mein Herr Doktor«, antwortet mir Miss Herbey, und kehrt sofort zu Mrs. Kear zu-rück.

André Letourneurs Blicke folgen dem jungen Mädchen, und sein Gesicht überfliegt ein Schatten von Traurigkeit.

Gegen 8 Uhr abends ist das Untergestell des Flosses fast fertig. Man ist jetzt dabei, leere, luftdicht verspundete Fässer hinabzuschaffen, die die Schwimmkraft des Apparats erhöhen sollen, und die man sorgfältig zwischen den Stämmen anbringt.

2 Stunden später erschallt ein lautes Geschrei auf dem Oberdeck, und Mr. Kear kommt mit dem Ausruf herauf:

»Wir sinken! Wir sinken!«

Sogleich erblicke ich auch Miss Herbey, wie sie die bewußtlose Mrs. Kear heraufschleppt.

Robert Kurtis eilt in seine Kabine, aus der er eine Karte, einen Sextanten und eine Bussole geholt hat.

Unter lautem Verzweiflungsgeschrei herrscht die größte Verwirrung an Bord, und die Mannschaft stürzt nach dem Floß, dessen Gestell ohne Überbau sie ja doch noch nicht aufzunehmen vermag.

Es ist mir unmöglich, weder die Gedanken zu schildern, die jetzt durch mein Gehirn jagen, noch das schnelle Vorüberziehen der Bilder aus meinem ganzen Leben zu malen! Meine ganze Existenz scheint sich zusammenzudrängen in diesen letzten Augenblick, der sie abschließen soll! Ich fühle, wie sich die Planken unter meinen Füßen biegen, und sehe das Wasser rings um das Schiff aufsteigen, so als ob der Ozean sich unter ihm aushöhlte.

Einige Matrosen flüchten sich auf die Strickleitern und stoßen verzweifelte Flüche aus. Ich versuche ihnen zu folgen...

Eine Hand hält mich zurück, und ich sehe Mr. Letourneur, der auf seinen Sohn weist, während ihm große Tränen aus den Augen perlen.

»Jawohl«, sage ich und drücke ihm krampfhaft die Hand, »wir zwei, wir werden ihn retten!«

Noch bevor ich aber bis zu ihm gelange, hat Robert Kurtis schon André Letourneur umfaßt, und trägt ihn nach dem Mastkorb des großen Masts, während die ›Chancellor‹, die der Wind bislang noch ziemlich schnell forttreibt, plötzlich still hält. Es folgt eine heftige Erschütterung des Fahrzeugs.

Das Schiff sinkt! Das Wasser erreicht schon meine Beine. Instinktiv erfasse ich ein Seil... aber plötzlich steht das Schiff wieder, und die ›Chancellor‹ bleibt, nachdem das Verdeck etwa 2 Fuß unter das Wasser versunken ist, unbeweglich!



# 25

Die Nacht vom 4. zum 5. Dezember. – Robert Kurtis hat den jungen Letourneur aufgehoben, eilt mit ihm über das überschwemmte Verdeck und setzt ihn auf die Strickleiter am Steuerbord. Sein Vater und ich, wir klettern zu ihm hin.

Dann blicke ich um mich. Die Nacht ist hell genug, um erkennen zu können, was ringsum vorgeht. Robert Kurtis ist auf seinen Posten zurückgekehrt und steht auf dem Oberdeck. Ganz rückwärts, nahe dem noch nicht überfluteten Hackbord, gewahre ich Mr. Kear, seine Frau, Miss Herbey und Falsten; auf der äußersten Spitze des Vorderkastells den Leutnant und den Bootsmann, in den Mastkörben und auf den Strickleitern den Rest der Mannschaft.

André Letourneur ist nach dem Mastkorb des Großmasts geklettert, mit Hilfe seines Vaters, der ihm den Fuß Stufe für Stufe heben mußte, und trotz des Rollens ist er ohne Unfall hinaufgekommen. Mrs. Kear Vernunft beizubringen, ist freilich unmöglich gewesen; sie bleibt auf dem Oberdeck und läuft Gefahr, von den Wellen weggespült zu werden, wenn der Wind noch mehr auf-frischt. Auch Miss Herbey hält bei ihr aus, da sie jene nicht verlassen will.

Robert Kurtis’ erste Sorge nach dem Aufhören des Sinkens war es, alle Segel abnehmen und alle Stengen und die Obermasten herabsenken zu lassen. Hierdurch hoffte er das Kentern der ›Chancellor‹ zu verhindern.

Kann er aber nicht jeden Augenblick ganz untergehen?

Ich begebe mich zu Robert Kurtis und richte diese Frage an ihn.

»Das kann ich nicht wissen«, erwidert er mir mit dem ruhigsten Ton, »denn das hängt ganz von dem Zustand des Meeres ab. Gewiß ist für jetzt nur, daß das Schiff sich im Gleichgewicht befindet; leider können sich diese Verhältnisse aber in jeder Minute verschlimmern.«

»Kann die ›Chancellor‹ noch, mit 2 Fuß Wasser über dem Deck, segeln?«

»Nein, Mr. Kazallon, wohl aber kann sie unter dem Einfluß des Windes und der Strömung abweichen, und wenn er sich einige Tage so hält, doch irgendeinen Küstenpunkt anlaufen. Übrigens haben wir als letzte Zuflucht das Floß, das in wenigen Stunden fertig sein muß, und auf dem wir uns, sobald der Tag anbricht, dann einschiffen können.«

»Sie haben also noch immer nicht alle Hoffnung auf-gegeben?« fragte ich Robert Kurtis sehr erstaunt.

»Die Hoffnung darf nie zu Schanden werden, Mr. Kazallon, selbst unter den allerschlimmsten Verhältnissen nicht. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß, wenn unter 100 Chancen 99 gegen uns sind, doch die hundertste uns gehört. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, befindet sich die halbversunkene Chancellor in genau derselben Lage, wie im Jahr 1795 der Dreimaster Juno. Länger als 20 Tage hat dieses Schiff sich halb im Wasser schwebend gehalten. Passagiere und Mannschaften waren in die Takelage geflüchtet, und als man endlich an Land trieb, wurden alle, die nicht den Strapazen und dem Hunger erlegen waren, glücklich gerettet. Es ist das ein in den Annalen der Seefahrten zu bekanntes Faktum, als daß es mir gerade jetzt nicht wieder in den Sinn kommen sollte. Nun, Mr. Kazallon, es liegt kein Grund vor, daß die Überlebenden der ›Chancellor‹ nicht ebensoviel Glück haben sollten, wie die der Juno.«

Man konnte Robert Kurtis wohl so manches dagegen halten, aus dem Gespräch geht aber doch hervor, daß unser Kapitän noch nicht jede Hoffnung verloren habe.

Da sich die Bedingungen des Gleichgewichts jeden Augenblick ändern können, werden wir doch die ›Chancellor‹ früher oder später verlassen müssen. Auch bleibt es dabei, daß morgen, sobald der Zimmermann damit fertig ist, das Floß bestiegen werden soll.

Nun stelle man sich die dumpfe Verzweiflung der Mannschaft vor, als Daoulas gegen Mitternacht die Bemerkung macht, daß das Gestell des Floßes verschwunden ist. Die Leinen waren, obwohl man darauf geach-tet hatte, nur haltbare zu verwenden, bei dem Auf- und Abschwanken des Fahrzeugs gerissen, und etwa seit einer Stunde trieb der Unterbau des Rettungsfloßes in der weiten See.

Als die Matrosen dieses neue Unglück vernahmen, ließen sie manchen Verzweiflungsschrei erschallen.

»Ins Meer! Ins Meer! Die Masten kappen!« riefen sie halb von Sinnen.

Sie wollen die Taue zerschneiden und die Untermasten ins Wasser stürzen, um sofort ein neues Floß daraus herzurichten.

Aber Robert Kurtis mischt sich ein.

»Auf euern Posten, Jungs!« rief er. »Daß kein Faden ohne meinen Befehl zerschnitten wird! Die ›Chancellor‹ ist im Gleichgewicht! Die ›Chancellor‹ geht noch nicht unter!«

Bei der entschiedenen Stimme ihres Kapitäns gewinnt die Mannschaft wieder einige Besinnung, und trotz der bösen Absicht einiger unter ihnen begibt sich jeder wieder auf den ihm angewiesenen Platz.

Sobald der Tag graut, steigt Robert Kurtis so weit wie möglich in die Höhe, und sein Blick durchschweift forschend den Umkreis um das Schiff.

Unnützes Suchen! Das Floß ist längst außer Sichtweite! Soll man die Jolle bemannen und ausfahren um es zu suchen? Auch das ist unmöglich, denn die See geht so hohl, daß das kleine Fahrzeug ihr nicht zu widerstehen vermag. Man muß sich demnach zur Konstruktion eines neuen Floßes entschließen und ohne Zaudern an die Arbeit gehen.

Inzwischen sind die Wellen immer stärker geworden.

Mrs. Kear hat sich endlich entschlossen, den Platz auf dem Oberdeck zu verlassen, auf dem sie übrigens in einem Zustand vollständiger Willenlosigkeit lag. Mr. Kear hat sich mit Silas Huntly im Mastkorb des Besanmasts eingerichtet. Neben Mrs. Kear und Miss Herbey befinden sich die Herren Letourneur, alle auf der in ihrem größten Durchmesser höchstens 12 Fuß messenden Plattform eng aneinandergedrückt. Von einer Strickleiter zur anderen hat man Seile angebracht, an die sich die Insassen bei dem Schwanken des Schiffes festhalten können. Robert Kurtis hat auch noch ein Dach zum Schutz der beiden Frauen über dem Mastkorb anbringen lassen.

Einige Fässer, die nach dem Sinken zwischen den Masten schwimmen, hat man rechtzeitig aufgefischt, und an den Stagen sicher befestigt. Es sind das Behälter mit Konserven und Zwieback, sowie einige Fässer Trinkwasser – unser ganzer Vorrat an Lebensmitteln!

5. Dezember. – Der Tag ist warm. Unter dem 16. Breitengrad ist der Dezember kein Herbst-, sondern ein vollkommener Sommermonat. Wenn der Luftzug nicht die Glut der Sonne mildert, dürften uns noch grausame Leiden durch sie bevorstehen.

Die See geht noch immer sehr hohl. Der zu drei Vierteln versunkene Schiffsrumpf wird wie eine Klippe von den Wellen gepeitscht. Der Schaum spritzt bis zu den Mastkörben hinauf, und unsere Kleidungsstücke werden wie von einem feinen Regen durchnäßt.

Über der Meeresoberfläche befinden sich von der

›Chancellor‹ noch folgende Teile: die drei Masten mit den Mastkörben, das Bugspriet, an dem man jetzt die Jolle aufgehängt hat, um sie vor dem Anprall der Wogen zu sichern, ferner das Oberdeck und das Vorderkastell, beide nur durch den schmalen Rahmen der Schanzkleidung verbunden. Das Verdeck dagegen befindet sich vollständig unter Wasser.

Die Kommunikation zwischen den Mastkörben ist sehr beschwerlich; allein die Matrosen, die an den Stagen hinklettern, können sich von dem einen zum anderen hin begeben. Unter ihnen, zwischen den Masten vom Hackbord bis zum Vorderkastell schäumt das Meer, wie über einem Riff, und löst nach und nach die Wände des Schiffes ab, deren Planken man zu erhaschen sucht.

Für die auf die engen Plattformen geflüchteten Passagiere gewährt es ein erschütterndes Schauspiel, unter ihren Füßen den Ozean zu sehen und zu hören. Die aus dem Wasser emporragenden Masten erzittern bei jedem Wellenschlag, und man könnte glauben, daß sie weggerissen werden müßten.

Besser ist es, die Augen zu schließen, und gar nicht nachzudenken, denn dieser Abgrund übt eine eigene Anziehungskraft aus, und man fühlt die Versuchung, sich hineinzustürzen!

Inzwischen ist die gesamte Mannschaft unablässig mit der Herstellung eines zweiten Floßes beschäftigt. Dabei finden die Obermasten, die Marsrahen und Bramstengen Verwendung und man widmet unter Robert Kurtis’

Leitung dieser Arbeit alle mögliche Sorgfalt. Die ›Chancellor‹ scheint wirklich

nicht weiter zu sinken; wie der Kapitän es vorausgesagt hat, wird sie sich voraussichtlich eine Zeitlang im Wasser schwebend halten.

Robert Kurtis achtet also darauf, daß das Floß so solide wie möglich gebaut wird.

Die Überfahrt wird bei der noch immer beträchtlichen Entfernung zur nächsten Küste, der von Guyana nämlich, lange Zeit in Anspruch nehmen. Es empfiehlt sich also, lieber einen Tag länger in den Mastkörben auszuharren, und sich die nötige Zeit zur Erbauung eines schwimmenden Gerüsts zu nehmen, auf das man sich einigermaßen verlassen kann.

Die Matrosen selbst haben sich wieder mehr beruhigt, und jetzt geht die Arbeit ungestört vonstatten.

Einzig ein alter, etwa 60jähriger Seemann, dem Bart und Haar im Seewind gebleicht sind, ist nicht der Ansicht, die ›Chancellor‹ zu verlassen. Es ist ein Ire, mit Namen O’Ready.



Als ich mich eben auf dem Oberdeck befand, gesellte er sich zu mir.

»Mein Herr«, beginnt er und schiebt mit bewundernswerter Gleichgültigkeit sein Priemchen im Mund hin und her, »meine Kameraden haben die Absicht, das Schiff zu verlassen. Ich nicht. Ich habe schon neunmal Schiffbruch erlitten – viermal auf offener See, fünf-mal an der Küste. Es ist mein eigentliches Geschäft, zu scheitern. Ich kenne das aus dem Grund. Nun, Gott soll mich verdammen, wenn ich nicht immer die Hasen-herzen habe elend umkommen sehen, die sich auf Flößen oder Booten zu retten suchten! Solange ein Kasten schwimmt, soll man drauf bleiben. Lassen Sie sich das gesagt sein!«

Nach diesen sehr bestimmt gesprochenen Worten, die die alte irische Wasserratte zur Beruhigung seines eigenen Gewissens von sich zu geben schien, versank der Mann wieder in ein vollkommenes Schweigen.

Am selben Tag bemerke ich auch, gegen 3 Uhr nachmittags, Mr. Kear und den Ex-Kapitän Silas Huntly im Mastkorb des Besanmasts in eifrigem Gespräch. Der Ölhändler scheint dem anderen heftig zuzusetzen, und dieser einem Vorschlag des genannten Mr. Kear gewisse Einwürfe entgegenzuhalten. Lange Zeit betrachtet Silas Huntly wiederholt das Meer und den Himmel, und schüttelt mit dem Kopf. Endlich, nach einer Unterhaltung von einer Stunde, gleitet er an den Besanstagen bis zur Spitze des Vorderkastells, mischt sich unter die Matrosen, und ich verliere ihn aus den Augen.

Übrigens erscheint mir dieser Vorfall ohne Bedeutung, und ich steige wieder nach dem Großmast hinauf, wo die Herren Letourneur, Miss Herbey, Falsten und ich noch einige Stunden im Gespräch verbringen. Die Sonne brennt gewaltig, und ohne das Segel, das uns als Zeltdach dient, wäre es hier wohl kaum auszuhalten.

Um 5 Uhr nehmen wir gemeinsam einen Imbiß ein, der aus Schiffszwieback, gedörrtem Fleisch und einem halben Glas Wasser pro Mann besteht. Mrs. Kear, die in heftigem Fieber daniederliegt, ißt nichts. Mrs. Herbey vermag ihr nur dadurch einige Erquickung zu verschaffen, daß sie die brennenden Lippen der Kranken von Zeit zu Zeit benetzt. Die unglückliche Frau leidet schwer; ich bezweifle, daß sie diesen Zustand lange aushalten wird.

Ihr Mann hat sich auch nicht einmal nach ihr erkundigt. Gegen viertel vor 7 aber scheint es doch, daß das Herz dieses Egoisten zu schlagen beginnt. Mr.

Kear ruft nach einigen Matrosen vom Vorderdeck und bittet sie, ihm zum Verlassen des Besanmasts behilflich zu sein. Will er sich nun vielleicht zu seiner Frau nach dem Großmast begeben?

Die Matrosen beachten den Ruf Mr. Kears nicht sofort. Dieser wiederholt seine Bitten dringender und verspricht denen eine gute Belohnung, die ihm diesen Dienst leisten würden.

Jetzt begeben sich zwei Matrosen, Burke und Sandon, über die Schanzkleidung hin nach dem Besanmast und steigen nach dem Mastkorb.

Mit Mr. Kear feilschen sie lange um die Bedingungen für ihre Bemühung. Offenbar verlangen sie viel, und der Erdölbaron will nur wenig geben. Schon schicken sich die Seeleute wieder an, den Passagier an seinem Platz zurückzulassen. Endlich wird man einig und Mr. Kear zieht ein Päckchen Papierdollars hervor, das er dem einen Matrosen gibt. Dieser zählt die Summe sorgfältig durch, und es scheint mir, daß er mindestens 100 Dollar in der Hand hat.

Es geht nämlich, wie ich gewahr werde, darum, Mr. Kear längs der Besanstagen nach dem Vorderkastell zu befördern. Burke und Sandon umwickeln jenen mit einem Tau, das sie um die Stagen schlingen; dann lassen sie ihn unter Nachhilfe einiger Rippenstöße wie ein Kolli vor sich hergleiten, was nicht ohne ein spöttisches Gelächter ihrer Kameraden abgeht.

Aber ich hatte mich getäuscht. Mr. Kear fiel es gar nicht ein, seine Frau im Mastkorb aufsuchen zu wollen. Er bleibt auf dem Vorderkastell in Gesellschaft Silas Huntlys, und die eintretende Dunkelheit verwehrt mir, weiteres zu erkennen.

Die Nacht bricht an; der Wind hat sich gelegt, aber die See geht hohl. Der Mond, schon seit 4 Uhr nachmittags am Horizont, wird nur dann und wann zwischen Wolkenstreifen sichtbar. Die niedrigeren färben sich am Horizont mit rötlichem Ton, was für morgen eine steife Brise erwarten läßt. Gott gebe, daß sie aus Nordosten weht und uns auf das Land zu treibt, denn jede andere Windrichtung wäre für uns verderblich, wenn wir erst auf dem Floß eingeschifft sind, das nur mit dem Wind im Rücken einige Fahrt machen kann!

Robert Kurtis ist gegen 8 Uhr nach unserem Mastkorb gekommen. Ich bin der

Meinung, daß ihm der Anblick des Himmels Sorge bereitet und er im voraus beobachten will, was für Witterung morgen sein werde.

Eine Viertelstunde lang beobachtete er; dann drückt er mir, vor dem Herabsteigen, ohne ein Wort zu sagen, die Hand und nimmt seinen Platz auf dem Oberdeck wieder ein.

Ich versuche auf dem beengten Raum des Mastkorbs zu schlafen, kann aber nicht dazu gelangen. Böse Ahnungen beunruhigen mich. Die Atmosphäre kommt mir

»gar zu ruhig« vor. Kaum streicht von Zeit zu Zeit ein Lüftchen durch das Takelwerk und läßt die Metallfäden darin ertönen. Indessen, das Meer »fühlt« etwas, denn es bleibt in hochgehender Bewegung und unterliegt offenbar der Rückwirkung eines entfernten Sturms.

Gegen 11 Uhr nachts leuchtet einmal der Mond mit hellem Schein in dem Zwischenraum zweier Wolken, und das Wasser erglänzt, als würde es von unten her erhellt.

Ich erhebe mich und blicke hinaus. Sonderbar. Ich glaube einige Augenblicke einen dunklen Punkt wahr-zunehmen, der sich mitten in der intensiven Weiße der Wellen hebt und senkt. Ein Felsen kann das nicht sein, da er die Bewegung der See mitmacht, und wahrscheinlich hat mich eine Illusion getäuscht.

Dann verschleiert sich der Mond von neuem, und es wird tief dunkel, so daß ich mich nahe der Backbord-strickleiter wieder niederlege.

## 27

6. Dezember. – Ich habe einige Stunden schlafen können. Um 4 Uhr morgens weckt mich das Pfeifen des Windes, und ich vernehme Robert Kurtis’ Stimme, die noch das Brausen der Windstöße, unter denen die Masten erzittern, hörbar durchdringt.

Ich erhebe mich, packe die um unseren luftigen Aufenthalt gezogenen Leinen und versuche mir darüber klarzuwerden, was unter mir und um mich herum vorgeht.

Mitten durch die Dunkelheit grollt das Meer unter meinen Augen, und zwischen den Masten schäumen die jetzt mehr bleichen als weißen Wellen auf. Zwei schwarze Schatten ganz im Heck heben sich von der helleren Farbe des Wassers ab. Diese Schatten sind Kapitän Kurtis und der Hochbootsmann.



Ihre beim Klatschen der Wellen und dem Pfeifen der Brise nur wenig verständlichen Stimmen dringen nur wie ein zerrissenes Seufzen zu meinem

lauschenden Ohr. Was geht wohl vor?

Da kommt ein Matrose, der in die Takelage gestiegen war, um ein Tau zu befestigen, an mir vorüber.

»Was ist geschehen?« frage ich ihn.

»Der Wind ist umgesprungen...«

Noch einige Worte fügt der Matrose hinzu, die ich nicht genau verstehen kann. Indessen glaubte ich die Worte »gerade umgekehrt« zu hören.

Gerade umgekehrt! Dann müßte der Wind aber von Nordosten nach Südwesten umgeschlagen sein, und er müßte uns jetzt in die offene See hinaustreiben! Meine Ahnungen trügten mich also nicht!

Nach und nach wird es heller. Der Wind hat sich zwar nicht vollkommen verkehrt, aber – ein ebenso verderblicher Umstand für uns – er bläst aus Nordwesten und entfernt uns vom Land. Jetzt stehen nun 5 Fuß Wasser über dem Deck, und die Linie der Schanzkleidung ist vollkommen verschwunden. Das Schiff sank in der Nacht noch tiefer ein, auch Vorderkastell und Oberdeck befinden sich jetzt auf gleichem Niveau mit dem Wasser, das ununterbrochen darüber hinströmt. Unter dem Wind arbeiteten Robert Kurtis und seine Leute an der Herstellung des Floßes, doch machen sie bei der bewegten See nur langsame Fortschritte, und es erforderte die größte Aufmerksamkeit, die Balken des Unterbaus sich nicht verschieben zu lassen, bevor sie unverrückbar fest verbunden wurden.

Die Herren Letourneur stehen an meiner Seite; der Vater umschlingt mit den Armen den Sohn, den er bei dem heftigen Rollen des Schiffes zu halten sucht.

»Dieser Mastkorb wird brechen!« ruft Mr. Letourneur, der in der beschränkten Plattform, die uns trägt, ein Krachen vernommen hat.

Miss Herbey erhebt sich bei diesen Worten und zeigt auf die neben ihr liegende Mrs. Kear.

»Was sollen wir tun, meine Herren?« fragte sie.

»Wir müssen bleiben, wo wir sind«, habe ich ihr geantwortet.

»Hier ist noch unsere sicherste Zuflucht, Miss Herbey«, fügt André Letourneur hinzu. »Fürchten Sie nichts, Miss...«

»Oh, für mich fürchte ich auch nicht«, erwidert das junge Mädchen mit ruhiger Stimme, »aber für diejenigen, die Ursache haben, an ihrem Leben zu hängen!«

Um 8 Uhr 15 ruft der Bootsmann seinen Leuten zu:

»He! Ihr da auf dem Kastell!«

»Was wollen Sie, Meister«, antwortet einer der Matrosen, ich glaube, O'Ready.

»Habt Ihr die Jolle dort?«

»Nein, Meister.«

»Nun, dann ist sie also weggeschwemmt worden.«

In der Tat hängt die Jolle nicht mehr am Bugspriet, fast gleichzeitig gewahrt man aber auch das Verschwundensein Mr. Kears, Silas Huntlys und dreier Leute von der Mannschaft, eines Schotten und zweier Engländer.

Jetzt wird mir der Gegenstand der gestrigen Unterhaltung zwischen Kear und dem Ex-Kapitän klar. In der Befürchtung, daß die ›Chancellor‹ noch vor Fertigstellung des Floßes untergehen könne, sind sie übereingekommen, zu fliehen, und haben drei Matrosen durch Geld bestochen, sich des kleinen Boots zu bemächtigen.

Auch über den schwarzen Punkt, den ich vergangene Nacht vorübergehend sah, geht mir nun ein Licht auf.

Der Elende hat seine Frau im Stich gelassen! Der unwürdige Kapitän sein Schiff! Sie haben uns die Jolle gestohlen, das einzige noch übriggebliebene Boot.

»Fünf Gerettete!« sagt der Bootsmann.

»Fünf Verlorene!« antwortet der alte Ire.

Wirklich gibt der Zustand des Meeres O'Readys Worten am meisten recht.

Wir sind nur noch 22 an Bord. Wie weit wird sich diese Zahl noch vermindern?

Bei Bekanntwerden jener feigen Flucht und des diebischen Schurkenstreichs macht sich die Stimmung der Mannschaft in einem Schwall von Flüchen über die Entflohenen Luft, und wenn der Zufall sie an Bord zu-rückführen sollte, würden sie ihren Verrat schwer zu büßen haben!

Ich halte es für geraten, Mrs. Kear die Flucht ihres Mannes zu verheimlichen. Die bedauernswerte Frau wird vom Fieber furchtbar geschüttelt, gegen das wir völlig machtlos dastehen, weil das Schiff so schnell gesunken ist, daß auch die Arzneikiste nicht zu retten war.

Und wenn wir auch Arzneimittel gehabt hätten, welchen Erfolg hätten sie bei dem Zustand, in dem sich Mrs. Kear tatsächlich befand, wohl noch erzielen können?

Fortsetzung 6. Dezember. – Die ›Chancellor‹ wird jetzt im Wasser nicht mehr ganz im Gleichgewicht gehalten, und sie droht allmählich unterzugehen.

Glücklicherweise soll das Floß noch diesen Abend fertig werden, und man wird sich darauf einrichten können, wenn Robert Kurtis es nicht vorzieht, damit bis zum Tagesanbruch zu warten. Der Unterbau ist sehr fest ausgeführt. Seine Balken sind mit starken Tauen verbunden, und da sie kreuzweise übereinander liegen, erhebt sich das Ganze etwa um 2 Fuß über das Wasser.

Die Plattform ist aus Planken der Schanzkleidung hergestellt, die die Wellen abgerissen haben und die man geschickt verwendet hat. Schon im Lauf des Nachmittags beginnt man, es mit allem, was an Lebensmitteln, Segelwerk, Instrumenten und Werkzeugen gerettet worden ist, zu beladen. Eile tut not, denn der Mastkorb des Mittelmastes ragt nur noch 10 Fuß über das Meer empor, und vom Bugspriet ist nur noch die äußerste schief aufsteigende Spitze sichtbar. Ich würde mich sehr wundern, wenn der morgige Tag nicht der letzte der ›Chancellor‹ wäre!

Und in welchem moralischen Zustand befinden wir uns nun? Ich suche mir klarzuwerden über mein eigenes Innere, und es scheint mir, daß ich mehr zu einer unbewußten Teilnahmslosigkeit hinneige, als zu dem Gefühl der Ergebung. Mr. Letourneur lebt ganz in seinem Sohn, der seinerseits wieder nur an den Vater denkt. André zeigt übrigens eine mutige, würdige, christliche Resignation, die ich nicht besser als mit derjenigen Miss Herbeys zu vergleichen vermag. Falsten ist stets der alte, und, Gott verzeihe mir, der Ingenieur rechnet noch immer in seinem Notizbuch! Mrs. Kear geht trotz der Sorgfalt des jungen Mädchens und der meinigen der Auflösung mehr und mehr entgegen.

Von den Matrosen sind zwei oder drei ganz ruhig, die andern aber nah daran, den Kopf zu verlieren, einige scheint ihr rohes Naturell zu Exzessen zu verführen. Die Leute, die dem verderblichen Einfluß Owens und Jynxtrops unterliegen, werden schwer im Zaum zu halten sein, wenn wir mit ihnen auf dem beschränkten Floß zusammenleben müssen!

Leutnant Walter ist ganz entkräftet; trotz seines Muts hat er darauf verzichten müssen, länger Dienst zu tun.

Robert Kurtis und der Bootsmann sind energische, unerschütterliche Männer, welche die Natur »in ihrem besten Feuer geschmiedet hat«.

Gegen 5 Uhr abends hat eine unserer Unglücksgefährtinnen aufgehört zu leiden. Mrs. Kear ist nach schmerzlichem Todeskampf, doch wahrscheinlich ohne Bewußtsein unserer Lage, verschieden. Sie stieß nur einige Seufzer aus, und alles war vorüber. Bis zum letzten Augenblick hat Miss Herbey mit einer uns alle tief er-greifenden Ergebenheit der Herrin ihre ganze Sorgfalt gewidmet!

Die Nacht verging ohne allen weiteren Zwischenfall. Am Morgen, beim ersten Tagesgrauen, habe ich die Hand der Toten ergriffen, die schon ganz erkaltet und starr war. Den Körper konnten wir nicht länger im Mastkorb behalten. Miss Herbey und ich wickeln sie in ihre Kleider, sprechen ein stilles Gebet für die Seele der unglücklichen Frau und – das erste Opfer so vielen Elends stürzt in die Fluten.

Da ruft einer der Leute, die sich in den Strickleitern befinden, uns die entsetzlichen Worte zu:

»Da, um diese Leiche wird es uns noch leid tun!«



Ich drehe mich um. Es war Owen, der das sagte.

Dann beschleicht mich aber der Gedanke, daß die Lebensmittel uns wirklich mit der Zeit ausgehen könnten!

# 29

7. Dezember. – Das Schiff sinkt weiter; das Meer ist nun bis zu den Spinnenköpfen des Besanmasts gestiegen.

Oberdeck und Vorderkastell sind vollständig überflutet; die Spitze des Bugspriets ist verschwunden, und nur die drei Masten erheben sich noch über den Ozean.

Doch das Floß liegt bereit und ist mit allem beladen, was zu retten war. An seinem Vorderteil ist eine Öffnung ausgespart, die einen Mast aufnehmen soll, den Strickleitern von den Seiten der Plattform halten werden. Das große Topsegel ist dafür bestimmt und treibt uns vielleicht nach der Küste.

Wer weiß, ob dieser gebrechliche Bretterhaufen, der wohl kaum untersinken kann, nicht zustande bringen wird, was der ›Chancellor‹ nicht gelingen sollte? Die Hoffnung wurzelt doch so fest im Menschenherzen, daß ich sie auch jetzt noch sich in mir regen fühle!

Es ist 7 Uhr morgens, und wir sind eben im Begriff, uns einzuschiffen, als das Schiff plötzlich so schnell versinkt, daß der Zimmermann und die auf dem Floß beschäftigten Leute gezwungen sind, die Taue zu kappen, um nicht mit in den Wirbel hinabgezogen zu werden.

Eine unbeschreibliche Angst bemächtigt sich unser, denn in dem Augenblick, da das Schiff in den Abgrund versinkt, treibt unsere einzige rettende Planke mit der Strömung fort.

Zwei Seeleute und ein Schiffsjunge verlieren den Kopf, stürzen sich ins Meer, aber sie kämpfen vergebens gegen den Seegang. Es liegt auf der Hand, daß sie das Floß nicht erreichen, noch an Bord zurückgelangen werden, denn sie haben Wind und Wellen gegen sich.

Robert Kurtis schlingt sich einen Strick um den Leib und versucht ihnen zu Hilfe zu eilen. Vergeblich! Noch bevor er sie erreicht hat, sehe ich die drei Unglücklichen, die sich mit aller Macht zu halten versuchen, langsam verschwinden, nachdem sie vergeblich die Arme nach uns ausgestreckt haben.

Man zieht Robert Kurtis wieder heran, der selbst bei dem wildbewegten Wasser nicht ohne Verletzung an Bord gelangt.

Inzwischen mühen sich Daoulas und seine Leute mittels Balken, die sie als Ruder gebrauchen, ab, dem Schiff wieder nahe zu kommen, doch erst nach einer Stunde – eine Stunde, die uns eine Ewigkeit scheint und während der das Wasser bis zu den Mastkörben steigt – gelingt es, das Floß, das sich auf 2 Kabellängen (ungefähr 400 Meter) von uns entfernt hatte, neben die ›Chancellor‹ zu legen. Der Bootsmann wirft Daoulas eine Leine zu, und das Floß wird noch einmal an die Mastseile des Großmasts angebunden.



Jetzt ist kein Augenblick zu verlieren, denn ein furchtbarer Wirbel entsteht rings um den gesunkenen Schiffsrumpf, aus dem in großer Menge starke Luftblasen aufsteigen.

»Einschiffen! Einschiffen!« rief Robert Kurtis.

Wir stürzen auf das Floß. André Letourneur beobachtet erst, daß auch Miss Herbey darauf gelangt, und erreicht dann selbst glücklich die Plattform, wohin sein Vater ihm unmittelbar folgt. In kürzester Zeit sind wir alle eingeschifft – alle, bis auf Kapitän Robert Kurtis und den alten Matrosen O’Ready.

Robert Kurtis steht noch auf dem Mastkorb des Großmasts und will sein Schiff nicht eher verlassen, als bis es in den Abgrund versinkt; das ist seine Pflicht und sein Recht. Man fühlt es mit, daß ihm fast das Herz bricht, da er die ›Chancellor‹, die er liebt und befehligt, aufzugeben gezwungen ist!

Der Ire ist im Mastkorb des Besanmasts geblieben.

»Schiff dich ein, Alter!« ruft ihm der Kapitän zu.

»Geht das Schiff schon unter?« fragt der Starrkopf mit der größten Gleichgültigkeit.

»Es sinkt geradewegs hinab.

»Er schifft sich schon ein«, antwortet O'Ready, als ihm das Wasser bis an den Gürtel gestiegen ist.

Kopfschüttelnd begibt er sich nach dem Floß.

Noch einen Augenblick verweilt Robert Kurtis auf dem Mastkorb, wirft einen Blick ringsum und verläßt als der letzte sein Fahrzeug.

Es ist höchste Zeit. Die Taue werden gekappt, und langsam treibt das Floß ab.

Unser aller Augen sind nach der Stelle gerichtet, an der das Schiff untergeht. Erst verschwindet die Spitze des Besanmasts, dann die des Großmasts, und nun ist nichts mehr sichtbar von dem schönen Schiff, das vorher die ›Chancellor‹ hieß.

Fortsetzung 7. Dezember. – Jetzt trägt uns also ein anderer schwimmender Apparat; versinken kann er zwar nicht, denn die Balken, aus denen er besteht, müssen unter allen Umständen auf der Oberfläche bleiben. Doch wird ihn das Meer nicht zertrümmern?

Wird es nicht die Taue zerreißen, die ihn verbinden?

Von 28 Personen, die die ›Chancellor‹ bei ihrer Abfahrt von Charleston trug, sind schon 10 umgekommen.

Wir sind noch 18 – 18 auf einem Floß, das auf 40 Fuß Länge eine Breite von etwas 20 Fuß bietet.

Hier folgen die Namen der Überlebenden: Die Herren Letourneur, der Ingenieur Falsten, Miss Herbey und ich, als Passagiere; Kapitän Kurtis, Leutnant Walter, der Hochbootsmann, der Steward Hobbart, der Koch Jynxtrop, der Zimmermann Daoulas; – endlich die sieben Matrosen Austin, Owen, Wilson, O'Ready, Burke, Sandon und Flaypol.

Hat uns der Himmel in den 72 Tagen seit unserer Abfahrt von der amerikanischen Küste nun hinreichend geprüft, und seine Hand schwer genug auf uns gelegt?

Auch der Vertrauensvollste würde das nicht zu hoffen wagen.

Doch lassen wir die Zukunft, denken nur an die Gegenwart, und fahren wir fort die Szenen dieses Dramas in der Reihenfolge, wie sie sich entwickeln, zu registrieren.

Die Passagiere des Floßes sind bekannt. Welches sind aber ihre Hilfsmittel?

Robert Kurtis hat nichts anderes einschiffen lassen können, als was von dem schon aus der Kombüse entnommenen Proviant übrig war, dessen größter Teil da-mals, als das Verdeck der ›Chancellor‹ überflutet wurde, verdorben ist. Nur wenig bleibt uns, wenn man bedenkt, daß 18 Personen zu ernähren sind, und wie lange es dauern kann, bis uns ein Schiff begegnet oder wir Land in Sicht bekommen. Ein Faß Schiffszwieback, ein Faß getrocknetes Fleisch, ein kleines Tönnchen Branntwein, zwei Behälter mit Wasser, das ist alles, was

zusammengerafft werden konnte, so daß wir uns vom ersten Tag an mit zugemessenen Rationen begnügen müssen.

An Kleidungsstücken zum Wechseln besitzen wir ganz und gar nichts. Einige Segel dienen uns als Decken und Schutzdächer. Die Werkzeuge des Zimmermanns Daoulas, der Sextant, die Bussole, eine Karte, unsere Taschenmesser, ein metallener Siedekessel und eine Weißblechtasse, die den alten Iren O'Ready noch niemals verlassen hat, das sind die Instrumente und Geräte, die noch übrig sind, denn alle die auf dem Verdeck schon niedergelegten und für das erste Floß bestimmten Kästen sind schon bei dem teilweisen Versinken des Schiffes verlorengegangen, und seit dieser Zeit hat niemand mehr in den Kielraum dringen können. So ist also unsere Lage. Sie ist schwierig, doch nicht verzweifelt. Leider liegt die Befürchtung nahe, daß mehr als einem mit der physischen Kraft auch die Seelenstärke schwinden wird, und es befinden sich einige unter uns, die nur schwer im Zaum zu halten sein werden.

# 31

Fortsetzung 7. Dezember. – Der erste Tag hat sich durch kein besonderes Ereignis ausgezeichnet.

Heute hat Kapitän Robert Kurtis uns alle, Passagiere und Matrosen, versammelt.

»Meine Freunde«, sprach er uns an, »achten Sie gut auf meine Worte. Ich kommandiere auf diesem Floß ebenso wie an Bord der ›Chancellor‹, und ich rechne ohne Ausnahme auf unbedingten Gehorsam. Denken wir nur an das allgemeine Wohl, seien wir einig, und möge der Himmel uns gnädig sein!«

Alle nahmen diese Worte mit Befriedigung auf.

Die schwache Brise, die jetzt weht und deren Richtung der Kapitän mit dem Kompaß bestimmt, nimmt etwas zu und bläst mehr aus Norden. Diesen günstigen Umstand darf man sich nicht entgehen lassen, um sich der Küste Amerikas so weit wie möglich zu nähern. Sofort geht der Zimmermann Daoulas daran, den Mast in der Öffnung des Vorderteils aufzurichten, den er durch zwei Spieren sorgsam stützt. Währenddessen befestigen der Hochbootsmann und die Matrosen das kleine Topsegel an der Stenge, die zu diesem Zweck aufbewahrt worden ist.

Um halb 10 wird der Mast aufgerichtet, dem zwei von den Seiten der Plattform aufsteigende Strickleitern noch mehr Stabilität verleihen. Das Segel wird gehißt, und unser Floß bewegt sich mit dem Wind im Rücken merkbar fort.

Nach Beendigung dieser Arbeit versucht der Zimmermann auch ein Steuerruder herzustellen, um mit dessen Hilfe das Floß in der gewünschten Richtung zu halten.

Robert Kurtis und der Ingenieur Falsten gehen ihm dabei mit Rat und Tat zur Hand, und nach 2 Stunden Arbeit ist am Heck eine Art Bootsriemen angebracht, ähnlich denen, wie sie an den malaiischen Dschunken gebräuchlich sind.

Inzwischen hat Kapitän Robert Kurtis die notwendige Beobachtung zur Bestimmung der geographischen Länge unternommen, und zu Mittag gelingt es ihm, die Sonnenhöhe mit großer Genauigkeit zu messen.

Der Punkt unserer Lage ist nach seiner Beobachtung:

15° 7′ nördlicher Breite, 49° 35′ westlicher Länge von Greenwich.

Durch Eintragung auf die Kurskarte ergibt sich, daß wir uns gegen 650 Meilen nordöstlich von Paramaibo, d.h. dem nächsten Teil des amerikanischen Kontinents, der wie erwähnt zum Gebiet von Holländisch-Guyana gehört, befinden.

Wenn wir nur mittelmäßiges Glück haben, dürfen wir doch nicht, selbst bei konstanter Hilfe der Passatwinde, damit rechnen, mehr als 10 bis 12 Meilen täglich zurückzulegen, da ein so unvollkommener Apparat, wie ein Floß, den Wind nicht vorteilhaft auszunutzen vermag. Danach hätten wir mit einer Fahrt von 2 Monaten zu rechnen, selbst unter den günstigsten Umständen, abgesehen von dem wenig wahrscheinlichen Fall der Begegnung eines Schiffes. Der Atlantische Ozean ist aber gerade in diesem Teil weit weniger besucht als weiter nördlich oder südlich. Wir sind zum Unglück zwischen die Schiffswege nach den Antillen und die nach Brasilien mitten hineingeworfen worden, die die transatlantischen englischen oder französischen Steamer einhalten, und es ist besser, wir verlassen uns nicht auf den Zufall einer Begegnung. Wenn wir noch überdies in die Regionen der Kalmen kämen oder der umschlagende Wind uns nach Osten treiben sollte, werden aus den 2 Monaten 4, ja 6 werden, und vor Verlauf des dritten dürften unsere Lebensmittel wohl schon zur Neige gehen!

Die Klugheit erfordert also, daß wir nur das dringend notwendige Quantum verzehren. Kapitän Kurtis hat uns das alles mitgeteilt, und wir haben die Lebensvor-schriften strengstens festgesetzt. Für alle ohne Unter-schied werden die Rationen so bemessen, daß Hunger und Durst wenigstens halb gestillt werden. Die Leitung des Floßes erfordert keinen großen Aufwand physischer Kräfte, und uns kann wohl eine schmälere Kost genügen. Der Branntwein, von dem das Fäßchen nur 5 Gallonen (etwa 23 Liter) enthält, soll nur mit größter Sparsamkeit verteilt werden, und niemand ohne ausdrückliche Erlaubnis des Kapitäns das Recht haben, ihn anzurühren.

Das Leben an Bord ist in folgender Weise geregelt: 5 Unzen Fleisch und 5 Unzen Schiffszwieback täglich pro Kopf! Das ist zwar wenig, doch kann die Ration nicht vergrößert werden, denn 15 Magen verzehren bei diesen Verhältnissen des Konsums 5 Pfund täglich, aber in 4 Monaten 600 Pfund. Alles in allem besitzen wir aber nur 600 Pfund Fleisch und Zwieback. Man muß also

bei diesem Maß bleiben. Die vorrätige Menge Wasser kann etwa auf 130 Gallonen (an die 600 Liter) geschätzt werden, und man ist dahin übereingekommen, jedem täglich eine Pinte (56 Zentiliter) zu verabreichen, wobei wir auch 3 Monate ausreichen werden.

Jeden Morgen um 10 Uhr findet durch den Bootsmann die Verteilung der Lebensmittel statt. Jeder empfängt dann die ihm für den Tag zukommende Ration, die er verzehren kann, wann es ihm beliebt. Das Wasser, für das es uns an geeigneten Gefäßen fehlt, um es zu schöpfen, soll zweimal am Tag, morgens um 10 und abends um 6 Uhr, ausgeteilt werden, und jeder muß es sofort trinken.

Es ist nicht zu vergessen, daß es noch zwei Möglichkeiten gibt, die unsere Portionen vermehren könnten: den Regen, der uns Wasser liefern würde, und den Fischfang, der uns mit Fischen versorgen könnte. Zum Fangen des Regens werden zwei leere Behälter aufgestellt, und nach der anderen Seite beeilen sich die Matrosen, geeignete Angelgerätschaften herzustellen. Das sind die Maßnahmen, die wir verabredet haben und strengstens einzuhalten übereingekommen sind. Nur dadurch dürfen wir hoffen, einer Hungersnot vorzubeugen. Wir kennen alle genug Beispiele, die uns die peinlichste Vorsicht geraten erscheinen lassen, und wenn wir wirklich den Becher des Unglücks bis zum letzten Tropfen leeren sollen, so wird es uns beruhigen, getan zu haben, was in unseren Kräften stand.

8. bis 17. Dezember. – Der Abend ist herangekommen, wir haben uns unter die Segelstücke verkrochen, und da ich von dem Aufenthalt im Mastkorb furchtbar ermüdet war, habe ich einige Stunden schlafen können. Das verhältnismäßig gering belastete Floß hebt und senkt sich leicht, und da das Meer nicht schäumt, bleiben wir auch von den Wellen verschont. Zum Unglück kann aber der Seegang nur dadurch schwächer werden, daß der Wind nachläßt, und gegen Morgen bin ich in der Lage, in mein Journal eintragen zu müssen: Ruhig Wetter.

Bis zum Tagesanbruch hat sich nichts Neues ereignet. Auch die Herren Letourneur haben einen Teil der Nacht geschlafen, und noch einmal haben wir uns die Hand gedrückt. Miss Herbey hat ebenfalls geschlummert, und ihre jetzt weniger angegriffenen Züge haben ihre gewohnte Ruhe wieder angenommen.

Wir befinden uns unterhalb des 15. Breitengrads. Die Hitze am Tag ist sehr stark, und die Sonne strahlt ungewöhnlich hell. Ein heißer Dunst schwebt in der Atmosphäre. Da der Wind nur stoßweise auftritt, hängt das Segel während der Ruhepausen, die immer länger werden, schlaff am Mast. Robert Kurtis und der Bootsmann wollen aus gewissen nur den Seeleuten verständlichen Zeichen erkennen, daß eine Strömung von 2 bis 3 Meilen in der Stunde uns nach Westen weiterträgt. Das wäre ein sehr günstiger Umstand, der unsere Überfahrt merklich abkürzen könnte. Mögen der Kapitän und der Hochbootsmann sich nicht getäuscht haben, denn bei der hohen Lufttemperatur dieser Tage will die Wasserration kaum reichen, nur unsern quälendsten Durst zu löschen.

Und doch, seitdem wir die ›Chancellor‹ oder vielmehr die Mastkörbe des Schiffes verlassen und uns auf dem Floß eingeschifft haben, hat sich unsere Lage wesentlich verbessert, denn die ›Chancellor‹ konnte jede Minute untergehen, und die Plattform, die uns trägt, ist wenigstens fest und solide. Alle, ich wiederhole es, erkennen auch die jetzige günstige Lage unverhohlen an.

Man lebt fast ganz nach seinem Vergnügen und kann hin und her gehen. Am Tag tritt man wohl zusammen, plaudert, bespricht dieses und jenes, oder betrachtet das Meer. In der Nacht schläft man unter der Segeldecke.

Die Beobachtung des Himmels, die nötige Aufmerksamkeit auf die Logleinen, die zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Fahrt ausgelegt sind, alles erweckt unser Interesse.

»Mr. Kazallon«, sagt da André Letourneur einige Tage nach unserer Einschiffung auf dem neuen Apparat zu mir, »es scheint, als sollten wir hier die Tage der Ruhe wiederfinden, die unseren Aufenthalt auf dem Ham-Rock-Eiland so angenehm machten.«

»Gewiß, so scheint es, mein lieber André«, habe ich geantwortet.

»Doch möchte ich auch hinzufügen, daß das Floß vor dem Eiland einen großen Vorzug hat, – es trägt uns weiter!«

»So lange wir günstigen Wind behalten, André, ist der Vorzug offenbar auf der Seite des Floßes, wenn dieser aber umschlägt...«

»Sie haben recht, Mr. Kazallon«, antwortet mir der junge Mann. »Doch wir wollen nicht niedergeschlagen sein, sondern frohe Hoffnung haben!«

Jawohl, diese Hoffnung hegen jetzt auch alle anderen!

Es gewinnt den Anschein, daß wir die fürchterlichsten Prüfungen für immer überstanden haben! Alle Verhältnisse sind uns günstig geworden, und es ist keiner unter uns, der sich jetzt nicht beruhigt fühlte!

Was in der Seele Robert Kurtis' vorgeht, weiß ich nicht; ebensowenig, ob er unsere Gedanken teilt, denn er hält sich etwas abseits. Gewiß ist seine große Verantwortung daran schuld! Er ist der Chef, der nicht nur für sein eigenes Leben, sondern auch für das aller übrigen zu sorgen hat! Ich weiß, daß er seine Pflicht in diesem Sinn auffaßt. Oft sehen wir ihn in Gedanken versunken, und jeder vermeidet es dann, ihn zu stören.

Die langen Stunden ohne Beschäftigung bringt der größte Teil der Mannschaft auf dem Vorderteil schlafend zu. Auf Anordnung des Kapitäns ist der Hinterteil für die Passagiere reserviert worden, wo man auf Stangen eine Art Zelt errichtet hat, das uns einigen Schutz gewährt. Wir erfreuen uns alle eines befriedigenden Wohlseins. Nur Leutnant Walter kann nicht wieder zu Kräften kommen. Alle ihm zugewandte Sorgfalt ist vergebens, und er wird von Tag zu Tag schwächer.

André Letourneur habe ich niemals mehr schätzen gelernt, als unter unseren jetzigen Verhältnissen. Dieser liebenswürdige junge Mann ist die Seele unserer kleinen Welt. Bei seinem originellen Geist überrascht er häufig durch seine neuen Ideen und unerwarteten Anschauungen der Sachen, die ihm so eigen

sind. Seine Unterhaltung zerstreut immer und belehrt nicht selten.

Wenn André spricht, belebt sich seine kränkelnde Physiognomie. Sein Vater scheint seine Worte aufzusaugen, und manchmal erfaßt er die Hand des Sohnes, die er lange Zeit betrachtet.

Dann und wann mischt sich auch, obwohl mit sorglichster Zurückhaltung, Miss Herbey in unser Gespräch; jeder von uns bestrebt sich nach Kräften, sie durch alle möglichen Zuvorkommenheiten vergessen zu lassen, daß sie diejenigen verloren, die naturgemäß ihre Beschützer sein sollten. In Mr. Letourneur hat das junge Mädchen einen verläßlichen Freund gefunden, wie nur ein Vater einer sein könnte, und zu ihm spricht sie mit der hingebenden Offenheit, die ihr dessen Alter gestattet. Auf sein Ersuchen hat sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt, – die Geschichte eines Lebens voll Mut und Selbstverleugnung, das so häufige Los der meisten armen Waisen. Seit 2 Jahren war sie im Haus von Mr.

Kear, und jetzt ohne alle Mittel, ohne Aussichten auf die Zukunft, doch immer voller Vertrauen, da sie sich gegen jede Prüfung des Schicksals gewappnet fühlt. Miss Herbey erzwingt sich durch ihren Charakter, ihre moralische Energie die ungeteilteste Hochachtung, und auch gewisse ungebildetere Leute an Bord hüten sich vor jedem Wort und jeder Geste, die sie unangenehm berühren könnten.

Vom 12. bis 14. Dezember ist keine Änderung in der Situation eingetreten, in wechselnder Stärke hat der Wind fortwährend aus Osten geweht. Eigentliche Schiffsmanöver sind auf dem Floß überflüssig; selbst das Steuer, oder vielmehr der Bootsriemen braucht in seiner Stellung nicht geändert zu werden. Unser Apparat läuft mit dem Wind im Rücken, und seine Form ver-hindert das Schwanken nach der oder jener Seite. Im Vorderteil bleiben stets einige Matrosen auf Wache, die den Auftrag haben, das Meer mit peinlichster Sorgfalt zu beobachten.



7 Tage sind nun verflossen, seit wir die ›Chancellor‹ verlassen haben, und ich gestehe, daß wir uns an die Rationen schon gewöhnt haben – wenigstens bezüglich der festen Nahrung. Freilich sind unsere Kräfte auch nach keiner Seite hin in Anspruch genommen. Wir »nutzen uns nicht ab«, – um den volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, der meine Gedanken recht treffend bezeichnet, – und unter derartigen Verhältnissen braucht der Mensch nur wenig zu seiner Erhaltung. Am meisten empfinden wir die Beschränkung des Wassergenusses, und bei der großen Hitze ist die uns zugeteilte Quantität notorisch unzureichend.

Am 15. Dezember wimmelt es plötzlich rund um das Floß von einer großen Menge Fische, sogenannter Seebrassen. Obwohl unser Angelgerät nur aus langen Schnüren besteht, an denen ein umgebogener Nagel mit einem Stückchen gedörrten Fleisches als Lockspeise befestigt ist, gelingt es uns doch, eine nicht unbeträchtliche Menge dieser Brassen zu fangen.

Der Tag bescherte uns einen wahrhaft wunderbaren Fischzug und veranlaßte ein wirkliches Fest an Bord.

Ein Teil jener Fische wurde geröstet, ein anderer in Meerwasser über einem auf dem Vorderteil angezündeten Holzfeuer gekocht. Oh, das gab eine Mahlzeit! Und dabei sparten wir an unseren Vorräten. Diese Brassen erscheinen in solcher Unmenge, daß wir binnen 2 Tagen über 200 Pfund von ihnen einfangen. Wenn jetzt noch Regen fallen sollte, müßte sich alles für uns zum Besten wenden.



Leider hielt sich jener Schwarm von Fischen nicht lange in unserer Nähe auf. Am 17. sind einige große Haie, von der 4 bis 5 Meter langen Art der sogenannten Tigerhaie, an der Oberfläche des Meeres erschienen. Ihre Kiefern und der untere Teil des Körpers sind schwarz mit weißen Flecken und Querlinien. Die Gegenwart solcher gefährlicher Quermäuler hat immer etwas Beunruhigendes, denn wir befinden uns bei dem geringen Emporragen des Floßes fast auf einem Niveau mit ihnen, und schon mehrmals haben sie mit dem Schwanz heftig gegen unseren Bau geschlagen. Zwar ist es den Matrosen gelungen, sie durch Schläge mit Pfählen zu vertreiben, doch sollte es mich sehr wundern, wenn sie uns nicht, wie eine Beute, die ihnen nicht entgehen kann, hartnäckig nachfolgten. Geschöpfe »mit solchem Ahnungsvermögen« liebe ich

aber keineswegs.

18. bis 20. Dezember. – Heute hat das Wetter sich geändert und der Wind aufgefrischt. Wir klagen nicht darüber, denn er ist uns günstig. Nur wird der Mast aus Vor-sorge noch mehr verstärkt, um ein Brechen infolge des Segeldrucks zu verhindern. Nachdem das geschehen ist, bewegt sich unsere schwerfällige Maschine mit größerer Schnelligkeit fort und läßt eine Art langen Kielwassers hinter sich.

Nachmittags haben einige Wolken den Himmel bedeckt, und die Hitze ist weniger stark gewesen. Der Seegang hat das Floß mehr umhergeworfen, und zwei- oder dreimal schlug eine Welle auf es hinauf. Zum Glück hat der Zimmermann aus früheren Schiffsplanken eine Art Schanzkleidung errichten können, die uns bei einer Höhe von 2 Fuß besser gegen das Meer schützt.

Auch die Fässer mit den Lebensmitteln und die Wassertonnen werden mit doppelten Tauen noch sicherer befestigt. Wenn eine Sturzsee sie uns entführte, würden wir in die ärgste Not geraten, und niemand vermag an einen solchen Unfall ohne Schaudern zu denken!

Am 18. haben die Matrosen einige, auch mit dem Namen Sargasso bezeichnete Seepflanzen aufgefischt, die denen auf unserer Fahrt von den Bermudas bis nach Ham-Rock angetroffenen sehr ähnlich sind. Sie bestehen aus langen Schlinggewächsen mit einem zuckerhaltigen Saft, und ich überrede meine Gefährten zu einem Versuch, die Stengel zu kauen. Sie tun es und bekennen mir, das Gefühl von wohltuender Erfrischung des Gaumens und der Lippen davon zu haben.

Sonst ereignet sich an diesem Tag nichts Neues; nur fällt es mir auf, daß einige Matrosen, besonders Owen, Burke, Flaypol, Wilson und der Neger Jynxtrop, immer untereinander zu zischeln haben, ohne daß mir klar wird, worum es geht. Ich bemerke auch, daß sie sofort schweigen, wenn sich ihnen einer der Offiziere oder der Passagiere nähert. Robert Kurtis hat schon vor mir dieselbe Beobachtung gemacht. Diese heimlich geführten Gespräche mißfallen ihm, und er nimmt sich vor, auf jene Leute ein wachsames Auge zu haben. Der Neger Jynxtrop und der Matrose Owen sind bekanntermaßen zwei Spitzbuben, denen man nicht viel trauen darf, da sie die anderen gern zu verführen suchen.

Am 19. wird die Hitze ganz unerträglich, und es zeigt sich kein Wölkchen am

Himmel. Der schwache Luftzug schwellt die Segel nicht mehr, das Floß bleibt auf einer Stelle. Einige Matrosen sind ins Meer gegangen, und dieses Bad hat ihnen tatsächlich Erleichterung verschafft, indem es ihren Durst einigermaßen verminderte. Doch ist es nicht ungefährlich, sich in die von Haien unsicher gemachten Wellen zu wagen, und keiner von uns hat Lust verspürt, es jenen Leichtsinnigen nachzumachen.

Wer weiß, ob sich das in Zukunft nicht ändert? Wenn man das unbewegte Floß sieht, die langen ungefurchten Wellen des Ozeans, das schlaffe Segel am Mast, liegt da nicht die Befürchtung nahe, daß diese Verhältnisse lange Zeit so fortdauern könnten?

Die Gesundheit Leutnant Walters flößt uns von Tag zu Tag mehr Sorge ein. Der junge Mann wird von einem schleichenden Fieber verzehrt, das ihm in regellosen Anfällen zusetzt. Vielleicht könnte schwefelsaures Chinin es unterdrücken. Doch, ich wiederhole es, das Oberdeck ist so rasch verschlungen worden, daß der Arzneikasten dabei mit verlorenging. Übrigens leidet der junge Mann offenbar an der Verzehrung, und hat diese unheilbare Krankheit seit einiger Zeit in ihm reißende Fortschritte gemacht. Schon die äußerlichen Symptome setzen das außer Zweifel. Walter quält sich jetzt mit einem trockenen Husten, sein Atem ist kurz, und besonders gegen Morgen befällt ihn ein reichliches Schwitzen; er magert sichtlich ab, seine Nase wird spitzer, die hervorstehenden Backenknochen stechen durch ihre umschriebene Röte von dem bleichen Gesicht auffallend ab; seine Wangen sind hohl, die Lippen etwas verzogen, die Bindehaut des Auges leuchtend und schwach bläulich gefärbt. Doch selbst wenn der Leutnant jetzt noch in besseren Zuständen wäre, dürfte sich die Heilkunde ohnmächtig erweisen gegenüber einem Leiden, das kein Erbarmen kennt.

20. – Derselbe Zustand der Atmosphäre, dieselbe Unbeweglichkeit des Floßes. Die Sonnenstrahlen durchdringen auch unser Zelt, und wir schmachten und seufzen bei der unbändigen Glut. Mit welcher Ungeduld erwarten wir den Augenblick, in dem der Bootsmann die schmale Wasserration verteilt, und mit welcher Gier verschlingen wir dann die wenigen Tropfen der lauwarmen Flüssigkeit! Wer niemals vor Durst am Verschmachten war, vermag sich diese Höllenqual gar nicht vorzustellen.

Leutnant Walter ist sehr verdurstet und leidet schwerer unter diesem

Wassermangel, als irgendein anderer.

Ich hab' es gesehen, daß Miss Herbey ihm fast die ganze empfangene Ration überließ. Das gefühlvolle und mitleidige junge Mädchen tut alles mögliche, um die Leiden unseres unglücklichen Genossen wenn nicht zu stillen, so doch zu lindern.

Heute sprach mich Miss Herbey auch selbst an.

»Dieser Unglückliche wird tagtäglich schwächer«, begann sie.

»Ja, Miss«, habe ich geantwortet, »und wir können nichts für ihn tun, gar nichts!«

»Vorsichtig«, bittet Miss Herbey, »er könnte uns hören!«

Dann setzt sie sich ganz an das Ende des Floßes und ergibt sich, den Kopf in den Händen, ihren Gedanken.

Auch noch etwas recht Bedauerliches ist heute vorgekommen, was ich nicht übergehen darf.

Eine Stunde lang standen die Matrosen Owen, Flaypol, Burke und der Neger Jynxtrop in eifrigem, aber heimlich geführtem Gespräch zusammen, wobei sich ihre Erregtheit durch die lebhaftesten Gestikulationen verriet. Nach dessen Beendigung begibt sich Owen ganz ohne Umstände nach dem für die Passagiere reservierten Heck des Floßes.

»Wohin willst du, Owen?« fragt ihn der Hochbootsmann.

»Dahin, wo ich etwas zu tun habe«, antwortet der Matrose frech.

Bei dieser unverschämten Antwort verläßt der Hochbootsmann seinen Platz, doch schon vor ihm steht Robert Kurtis Owen Auge in Auge gegenüber.

Der Matrose erträgt den zornflammenden Blick seines Vorgesetzten und beginnt mit frechem Ton:

»Kapitän, ich habe mit Ihnen im Namen meiner Kameraden zu sprechen.«

»Sprich«, erwidert Robert Kurtis kurz und bündig.

»Es geht um den Branntwein«, fährt Owen fort. »Sie wissen, das kleine Fäßchen... Wird das für die Tümmler oder für die Offiziere aufgehoben?«

»Nun...?« sagt Robert Kurtis.

»Wir verlangen jeden Morgen wie sonst gewöhnlich unseren Schluck.«

»Nein«, antwortet der Kapitän.

»Was sagen Sie?« ruft Owen.

»Nochmals: Nein!«

Der Matrose blickt Robert Kurtis scharf an und ein boshaftes Lächeln umspielt seine Lippen. Er zaudert einen Augenblick, ob er seine Forderung wiederholen soll, doch zieht er sich, ohne ein Wort hinzuzufügen, zurück und mischt sich unter seine Kameraden, mit denen er heimlich spricht.

Hat Robert Kurtis wohl recht daran getan, jenes Verlangen so rundweg abzuschlagen? Das wird die Zukunft noch lehren.

Als ich ihn über die Sache sprach, antwortet er mir:

»Diesen Leuten noch Branntwein? Lieber werfe ich das Fäßchen ins Meer!«

21. Dezember. – Jener Zwischenfall hat, wenigstens bis heute, weitere Folgen noch nicht gehabt.

Während einiger Stunden zeigen sich die Seebrassen wieder längs des Floßes, und wieder fängt man eine große Anzahl. Man schichtet sie in ein leeres Faß ein, und dieser Zuwachs an Nahrungsmitteln läßt uns hoffen, daß wir wenigstens vom Hunger verschont bleiben werden.

Der Abend ist gekommen, doch ohne die gewöhnliche Frische. Gewöhnlich sind nämlich die Nächte in den Tropen kühl, die heutige droht aber erstickend zu werden, und schwere Dunstmassen steigen langsam aus den Fluten. Morgens um 1 Uhr 30 wird Neumond sein.

Tief dunkel bleibt es auch bis zu dem Augenblick, da ein fernes Wetterleuchten anfängt, den Horizont zu er-hellen.

Es treten lang und breit hinschießende elektrische Entladungen auf, die ungeheure Strecken in Flammen setzen. Von Donner ist aber keine Spur, und die ganze Luft erscheint vielmehr erschreckend ruhig.

2 Stunden lang, während der wir immer nach einem weniger glühenden Lüftchen schmachten, betrachten Miss Herbey, André Letourneur und ich jene Vorläufer eines Ungewitters, gewissermaßen die Vorversuche der Natur, und vergessen ganz unsere augenblickliche Lage über der Bewunderung des großartigen Schauspiels eines Kampfes zwischen den mit Elektrizität geschwängerten Wolken. Man hätte hohe, mit Feuer gekrönte Zinnen zu sehen vermeint. Auch der roheste Mensch ist für diese furchtbaren Szenen empfänglich, und so wie wir, sehe ich auch die Matrosen nach der unaufhörlichen Feuererscheinung in den Wolken aufschauen.

Ohne Zweifel betrachten sie diese »Streiflichter«, wie sie wegen ihrer fortwährenden Ortsveränderung nicht selten genannt werden, als Vorboten eines elementaren Kampfes nicht ohne eine gewisse Unruhe. Was wird aus dem Floß werden, mitten zwischen der Wut des Himmels und des Wassers?

Bis Mitternacht bleiben wir so am Heck sitzen. Die leuchtenden Ausströmungen, deren Helligkeit die dunkle Nacht verdoppelt, übergießen uns mit einem fahlen Schein, ähnlich der Farbe, die die Gegenstände annehmen,

wenn die Flamme von Alkohol, in dem Kochsalz gelöst war, sie beleuchtet.

»Fürchten Sie sich vor dem Gewitter, Miss Herbey?« fragt André Letourneur das junge Mädchen.

»Nein, mein Herr«, antwortet Miss Herbey, »das Gefühl in meinem Inneren möchte ich lieber das der Ehr-furcht nennen. Ist jenes nicht eine der prachtvollsten Erscheinungen, die wir nur je bewundern können?«

»Nichts wahrer als das, Miss Herbey«, antwortet ihr André, »und besonders, wenn der Donner grollt. Kann das Ohr ein majestätischeres Geräusch hören, und was ist dagegen die trockene, kurze Stimme unserer Geschütze? Der Donner ergreift die ganze Seele; er ist weniger ein Geräusch, als ein Ton, der an- und abschwillt, wie die getragene Note eines Sängers, und wenn ich offen sein soll, Miss, so hat mich niemals eines Künstlers Stimme so ergriffen, wie diese große, unvergleichliche Stimme der Natur.«

»Ja, ein tiefer Baß!« sage ich lächelnd.

»Wirklich«, antwortet André, »möchten wir ihn zu hören bekommen, denn diese stummen Blitze sind effektloser.«

»Meinen Sie das, mein lieber André?« hab’ ich ihm erwidert. »Ertragen Sie das Unwetter mutig, wenn es da ist, doch wünschen Sie es nicht herbei.«

»Nun, das Gewitter bedeutet für uns Wind!«

»Und Wasser«, fügt Miss Herbey hinzu, »Wasser, an dem es uns gebricht!«

Den jungen Leuten wäre wohl noch manches zu erwidern gewesen, ich mag aber meine nüchterne Prosa nicht in die Poesie ihrer Stimmung hineinmischen. Sie betrachten das Gewitter von einem ganz eigenen Gesichtspunkt, und eine volle Stunde höre ich sie davon schwärmen und es herbeiwünschen. Inzwischen hat sich das Firmament allmählich hinter schweren Wolken versteckt, und die Sterne im Zenit erlöschen einer nach dem andern, kurze Zeit nachdem die Sternbilder des Tierkreises verschwunden sind. Die dichten schwarzen Dunstmassen ballen sich über unserem Haupt und verschleiern auch die letzten Lichter des Himmels. Jeden Augenblick erglänzt die Masse droben in fahlem Licht-schein, von dem sich kleine graue Wolken abheben.

Bis jetzt hat sich die ganze in den Lüften angesammelte Elektrizität geräuschlos entladen. Da die Luft aber sehr trocken und infolgedessen ein sehr schlechter Leiter ist, kann sie zuletzt doch nur in furchtbaren Schlägen zur Ausgleichung kommen, und es scheint mir unmöglich, daß das Gewitter nicht in kürzester Zeit mit voller Wut ausbrechen sollte.

Robert Kurtis und der Hochbootsmann sind derselben Ansicht. Letzteren leitet nur sein unfehlbarer seemännischer Instinkt; der Kapitän dagegen verbindet mit diesem Instinkt des »weather-wise«[6] auch noch die Kenntnisse des gebildeten Meteorologen. Es scheint mir, als bilde sich über uns eine dicke Wolkenschicht, die die Wetterkundigen »cloud-ring«[7] nennen, und die sich fast allein in der heißen Zone bildet, die mit all dem Wasserdampf überladen ist, den die Passatwinde ihr von allen Teilen des Ozeans aus zuführen.

»Ja, Herr Kazallon«, sagt Robert Kurtis zu mir, »wir befinden uns in der Region der Gewitterstürme, denn der Wind hat unser Floß bis in die Zone verschlagen, in der ein sehr feinhöriger Beobachter eigentlich unausgesetzt ein Rollen des Donners hören müßte.«

»Mir scheint«, antworte ich aufmerksam lauschend, »als hörte ich jenes fortwährende Rollen, von dem Sie sprechen.«

»Ich auch«, sagt Robert Kurtis, »jetzt ist das aber das erste Grollen des Gewitters, das binnen 2 Stunden in größter Heftigkeit wüten wird. Nun, wir sind bereit, es zu empfangen.«

Keiner von uns denkt nur entfernt daran, zu schlafen; niemand würde dazu auch imstande sein, denn die schwüle Luft ist zum Ersticken. Die Blitze werden deutlicher, durchzucken den Horizont in einer Ausdehnung von 100 bis 150 Grad und setzen den ganzen Umkreis des Himmels in Flammen, während eine Art phosphoreszierende Helligkeit sich in der Atmosphäre entwickelt.

Endlich wird das Rollen des Donners deutlicher und stärker; doch besteht es, wenn man so sagen darf, noch aus einem abgerundeten Ton, ohne scharfe Akzente, aus einem Grollen, das noch kein Echo weckt. Das Himmelsgewölbe erscheint wie gepolstert mit diesen Wolken, deren Elastizität den Schall der elektrischen Entladungen erstickt.

Noch ist das Meer ruhig, schwer, fast stagnierend geblieben. Bei den langen

Wellenbergen, die sich zu erheben anfangen, können sich die Seeleute aber nicht mehr täuschen. Für sie ist das Meer »dabei, sich zu machen«, und in der Ferne wird jetzt schon ein Sturm ausgebrochen sein, dessen Rückwirkung es empfindet. Der entsetzliche Wind kann nicht mehr fern sein, und ein Schiff würde man aus Vorsicht schon jetzt ihm gerade entgegenstellen; aber mit dem Floß ist nicht zu manövrieren, ihm bleibt nichts übrig, als vor dem Unwetter her zu fliehen.

Um 1 Uhr morgens zeigt uns ein greller Blitz, dem nach wenigen Sekunden ein prasselnder Donnerschlag folgt, daß das Gewitter nun über uns ist. Der Horizont verschwindet plötzlich vor einem dichten Dunst, der sich massenhaft auf das Floß niederzusenken scheint.

Da läßt sich die Stimme eines Matrosen vernehmen:

»Da wälzt er sich heran! Der Sturm! Der Sturm!«



35

Die Nacht vom 21. zum 22. Dezember. – Der Bootsmann stürzt nach dem Jöllseil, das das Segel hält, und sofort wird die Stenge herabgelassen. Es war hohe Zeit, denn der Sturmwind braust furchtbar über uns hin. Ohne den warnenden Zuruf des Matrosen wären wir wohl halb umgeworfen worden. Das Zelt am Heck reißt ein Windstoß weg.

Wenn das Floß nun auch vom Wind nicht mehr viel zu fürchten hat, da es zu flach ist, um ihm viel Angriffs-fläche zu bieten, so ist das desto mehr bezüglich der ungeheuren Wellen der Fall, die der Orkan auftürmt. Wenige Minuten hindurch schienen die Wogen wie niedergehalten und abgeplattet durch den Druck der Luftschichten; desto wütender aber schwellen sie jetzt mehr als vorher in die Höhe.

Das Floß folgt den regellosen Bewegungen des empörten Wassers, und wenn es auch ebensowenig von seiner Stelle weicht, so erzittert es doch unter einem fortwährenden Hin- und Herschwanken.

»Anbinden! Anbinden!« ruft der Hochbootsmann und wirft uns Seile zu.

Robert Kurtis ist uns zu Hilfe gesprungen, und bald sind die Herren Letourneur, Falsten und ich fest an das Gestell des Floßes geknüpft und können so lange bestimmt nicht fortgerissen werden, wie es noch selbst zusammenhält. Miss Herbey hat sich an einen jener starken Pfähle gebunden, die früher unser Zeltdach trugen, und beim Schein der Blitze sehe ich ihr immer heiteres Antlitz.

Ununterbrochen blendet jetzt das Feuer des Himmels und krachen die Donnerschläge. Dabei steht das ganze Dunstgewölbe um und über uns in Flammen. Auch vom Ozean möchte man wohl dasselbe sagen, und ich habe mehrere von den Wellen aufschlagende Blitze gesehen, die gabelartig gespalten zum Firmament züngelten. In der ganzen Atmosphäre verbreitet sich ein widerwärtiger Geruch nach Schwefel, bis jetzt ist aber das Floß von den Blitzstrahlen, die nur die Wogen trafen, verschont geblieben.

Um 2 Uhr morgens rast das Unwetter in voller Wut.

Der Wind ist zum Orkan geworden, und der entsetzliche Seegang droht unser Floß zu zerreißen. Der Zimmermann Daoulas, Robert Kurtis und mehrere Matrosen sind bemüht, es durch Taue noch mehr zu sichern.

Ungeheure Sturzseen ergießen sich über das flache Bauwerk, und ein lauwarmer Wasserschwall durchnäßt uns bis auf die Knochen. Mr. Letourneur bietet dem wütenden Anprall die Brust, als könne er seinen Sohn dadurch schützen.

Miss Herbey bleibt unbeweglich; man könnte sie für eine Bildsäule der Ergebenheit ansehen.

Bei dem nie verlöschenden Schein der Blitze bemerke ich da sehr große und wahrscheinlich tiefgehende Wolken, die eine auffallend rötliche Farbe zeigen, und ein Knattern wie von Kleingewehrfeuer erfüllt die Lüfte. Es kommt das von dem eigentümlichen Geräusch elektrischer Entladungen her, zu denen Hagelkörner als Mittelglieder zwischen einander entgegengesetzt geladenen Wolken dienen. Wirklich hat sich durch Aufeinander-treffen von Gewitterwolken und einem kalten Luft-strom Hagel gebildet, der jetzt mit unerhörter Gewalt niederfällt. Wir werden von den nußgroßen Körnern kartätscht, deren Aufschlagen auf die Plattform fast einen metallischen Ton erzeugt.

Eine halbe Stunde hält dieser Hagelschauer an, der den Wind einstweilen zu mäßigen scheint; nachdem dieser aber durch alle Kompaßrichtungen gegangen ist, erhebt er sich wieder mit einer Gewalt ohnegleichen.

Der Mast des Floßes, dessen Strickleitern gerissen sind, wird quer gebogen, und man beeilt sich, ihn aus der Öffnung zu heben, um sein Abbrechen zu verhüten. Unser Steuerruder wird durch einen Wellenschlag zerstört, und der Bootsriemen treibt fort, ohne daß es möglich wurde, ihn wiederzuerlangen. Gleichzeitig werden auch die Schutzwände des Backbords eingedrückt, und wütend drängen sich die Wellen durch diese Bresche.

Der Zimmermann und die Matrosen wollen versuchen, dem Schaden beizukommen; bei den fortwährenden Stößen ist das aber unmöglich, und sie rollen fallend einer über den andern, als das Floß, durch eine ungeheure Woge emporgehoben, sich um einen Winkel von mehr als 45 Grad neigt. Sind die Männer nicht mit weggerissen worden? Müssen die Stricke, die uns halten, nicht zerreißen? Welches Wunder hat uns alle bewahrt, daß wir nicht ins Meer geschleudert wurden...? Ich weiß es nicht zu erklären. Mir scheint es fast unglaublich, daß das Floß bei den chaotischen wilden Bewegungen nicht vollkommen umgestürzt wurde und wir, an seine Planken festgebunden, einem schrecklichen Tod entgingen!

In der Tat kommt das Floß gegen 3 Uhr morgens, als das Unwetter zügelloser als je zuvor tobte, von dem Rücken einer berghohen Woge emporgehoben, fast auf die schmale Seite zu stehen. Ein Aufschrei des Schreckens erschallt...! Wir kentern...! Nein...! Das Floß hat sich auf dem Wogenkamm in unbestimmbarer Höhe gehalten, und wir vermochten bei dem intensiven Licht der Blitze, die sich nach allen Richtungen hin kreuzen, vor Entsetzen erstarrt, das Meer zu überblicken, das ringsum aufschäumt, als brandete es über Klippen hinweg.

Das Floß nimmt sofort seine horizontale Lage wieder ein, aber in dem Augenblick, wo es schief stand, sind die Taue der Wassertonnen gerissen. Eine habe ich über Bord gehen sehen, während der Inhalt der anderen zum Teil ausfloß.

Einige Matrosen springen hinzu, um das Faß, welches das konservierte Fleisch enthält, zu halten. Da klemmt sich der Fuß des einen zwischen die etwas auseinander-gewichenen Planken der Plattform und der Unglückliche stößt ein herzzerreißendes Geschrei aus.

Ich will ihm zu Hilfe eilen, und es gelingt mir auch, die Stricke um meinen Leib zu lösen... Zu spät! Bei einem blendenden Blitz erkenne ich noch, wie der Unglückliche, dessen Fuß wieder frei geworden ist, durch einen Wogenschwall, der sich donnernd über uns stürzt, hinweggerissen wird. Sein Kamerad ist mit ihm verschwunden, ohne daß es möglich wurde, beiden zu Hilfe zu kommen.

Mich hat die Sturzsee auf die Plattform niedergeworfen, und ich habe durch Anschlagen des Kopfs auf einen vorspringenden Balken eine Zeitlang das Bewußtsein verloren.

22. Dezember. – Endlich ist der Tag angebrochen, und die Sonne kommt zwischen den letzten übriggebliebenen Gewitterwolken wieder zum Vorschein. Dieser Kampf der Elemente hat nur wenige Stunden gedauert, doch er war entsetzlich, und Luft und Wasser wüteten mit einer unvergleichlichen Erbitterung.

Ich habe hier nur die Hauptvorgänge beschrieben, denn ich war infolge der Bewußtlosigkeit nach meinem Sturz nicht imstande, das Ende der Empörung der Natur zu beobachten. Ich weiß lediglich, daß der Orkan, kurze Zeit nach jener Sturzsee, sich durch Gegenwinde ermäßigt und die elektrische Spannung der Atmosphäre nachgelassen hat. Der Sturm hielt also über die Nacht hinaus nicht an. Doch welchen Schaden hat er auch in dieser kurzen Zeit verursacht, welche unersetzlichen Verluste und welches Elend drohen nun über uns hereinzubrechen! Von dem Wasser, das er in Strömen herabgoß, haben wir nicht einen Tropfen auffangen können!



Infolge der Bemühungen der Herren Letourneur und von Miss Herbey bin ich bald wieder zu mir gekommen, aber Robert Kurtis' heldenmütiger Hilfe verdanke ich es, daß ich durch eine zweite Sturzsee nicht mit fort-gespült wurde.

Der eine von den beiden durch das Unwetter umgekommenen Matrosen ist Austin, ein junger, gutmütiger, tätiger und beherzter Mann von 28 Jahren. Der andere ist der alte Ire O'Ready, der Überlebende so vieler Schiffbrüche!

Jetzt sind wir nur noch 16 Personen auf dem Floß, d.h. fast die Hälfte derer, die sich an Bord der ›Chancellor‹ eingeschifft haben, ist schon umgekommen.

Und nun, was bleibt uns noch an Lebensmitteln?

Robert Kurtis suchte sich bald darüber Klarheit zu verschaffen. Worin bestehen jene, und wie lange werden sie reichen?

Noch wird uns das Wasser nicht ganz fehlen, denn auf dem Boden der einen Tonne finden sich noch etwa 14 Gallonen[8], und die andere ist unversehrt. Aber das Faß mit dem konservierten Fleisch, und das, in dem wir die gefangenen Fische aufbewahrten, sind uns beide entführt worden, und von diesen Vorräten besitzen wir nun absolut nichts mehr. Von dem Schiffszwieback sind nach Robert Kurtis' Schätzung nicht mehr als 60 Pfund gerettet worden.

60 Pfund Schiffszwieback für 16, das ergibt für eine Woche Nahrung, auf die Person täglich ein halbes Pfund gerechnet.

Robert Kurtis hat uns alles bekanntgegeben. Schweigend haben wir ihm zugehört. Still ist auch der ganze Tag, der 22. Dezember, vorübergegangen; jeder war mit sich selbst beschäftigt, doch offenbar wurden alle von demselben Gedanken bewegt. Mir scheint, als betrachte man sich gegenseitig mit ganz eigentümlichen Augen, und das Gespenst des Hungers zeige sich schon von weitem. Bis hierher hatte uns Speise und Trank noch nicht ganz und gar gefehlt. Jetzt indes muß die Wasserration noch weiter verringert werden und noch mehr die an Zwieback!

Einmal näherte ich mich einer Gruppe auf dem Vorderteil lang hingestreckter Matrosen und hörte aus Flaypols Mund in ironischem Ton noch die Worte:

»Was einmal sterben soll, das tut schnell ab!«

»Ja«, antwortet ihm Owen, »sie lassen dann wenigstens ihren Teil den anderen übrig!«

Der Tag schlich unter allgemeiner Niedergeschlagenheit dahin. Jeder empfing sein vorschriftsmäßiges halbes Pfund Schiffszwieback. Die einen haben es voller Gier sofort verschlungen, andere teilten es sorglich ein. Der Ingenieur Falsten scheint mir seine Ration in so viele Teile zerlegt zu haben, wie er Mahlzeiten zu machen gewöhnt ist.

Wenn nur einer von uns überlebt – wird Falsten dieser eine sein!

## 37

23. bis zum 31. Dezember. – Nach dem Sturm hat der Wind sich nach Nordosten gewendet und zur günstigen Brise umgestaltet. Wir müssen ihn benutzen, da er uns nach dem Land zu treiben verspricht.

Den Mast hat Daoulas jetzt sorgfältig wiederhergestellt, das Segel wird gehißt und das Floß treibt mit einer Geschwindigkeit von 2 bis 2 1⁄2 Meilen in der Stunde weiter.

Man hat auch versucht, mittels eines Pfahls und eines längs aufgenagelten Bretts wieder eine Art Steuer herzustellen, das wohl oder übel seine Schuldigkeit tut. Bei der geringen Geschwindigkeit, die der Wind dem Floß nur mitteilt, wird ihm eine größere Kraftäußerung auch nicht zugemutet.

Die Plattform ist mit Keilen und Stricken so gut wie möglich wieder in Stand gesetzt worden. Die auseinandergewichenen Planken sind aufs neue befestigt.

Die Backbordschutzwände, die der Sturm eingedrückt hatte, sind wiederhergestellt und leisten dem Eindringen der Wellen Widerstand. Mit einem Wort, alles nur irgend Mögliche, was diesem Bauwerk aus Maststücken und Segelstangen Festigkeit verleihen kann, ist geschehen; doch droht uns von dieser Seite die ärgste Gefahr ja nicht.

Mit dem klaren Himmel hat sich auch jene tropische Hitze wieder eingestellt, unter der wir schon während der vorhergehenden Tage so unsäglich zu leiden hatten.

Gerade heute ist sie übrigens durch die Brise einigermaßen gemildert, und da auch das Zeltdach auf dem Heck wieder in Ordnung gebracht ist, suchen und finden wir darunter noch weiteren Schutz.

Inzwischen macht sich die Unzulänglichkeit unserer Nahrung ernsthafter fühlbar. Alle leiden sichtlich an Hunger, die Wangen sind hohl, die Gesichter klein geworden. Bei den meisten scheint auch das Zentralnervensystem direkt ergriffen, und die Zusammenziehung des Magens erzeugt eine schmerzhafte Empfindung.

Hätten wir, um diesen Hunger zu täuschen oder einzuschläfern, ein Narkotikum, Opium oder nur Tabak, gewiß wäre er erträglicher – aber uns fehlt ja alles!

Ein einziger fühlt dieses gebieterische Bedürfnis weniger: es ist Leutnant Walter, der eine Beute des heftigsten Fiebers ist, das keinen Hunger in ihm aufkommen läßt, während ihn fortwährend ein brennender Durst quält. Miss Herbey, die sich von ihrer eigenen schmalen Wasserration etwas für den Kranken abdarbt, hat vom Kapitän eine kleine Zugabe erwirkt, und jede Viertelstunde träufelt sie ein wenig davon auf die Lippen des Leutnants. Walter vermag kaum ein Wort zu sprechen und lohnt dem barmherzigen jungen Mädchen nur mit einem dankbaren Blick. Der Ärmste! Sein Urteil ist gesprochen, und auch die zärtlichste Sorgfalt könnte ihn nicht retten, er wird wenigstens nicht allzulange zu leiden haben!

Übrigens scheint er sich über seinen Zustand keiner Selbsttäuschung hinzugeben, denn er ruft mich durch ein Zeichen zu sich, und ich setze mich dicht neben ihn.

Er rafft seine letzte Kraft zusammen, um zu sprechen, und haucht mir in unterbrochener Rede zu:

»Mr. Kazallon, wird es mit mir noch lange dauern?«

So wenig ich auch nur mit der Antwort zögere, Walter bemerkt es doch.



»Die Wahrheit!« fährt er fort. »Bitte, die volle Wahrheit!«

»Ich bin ja kein Arzt, ich kann nicht wissen...«

»Das macht nichts! Geben Sie mir Antwort, ich bitte Sie...!«

Ich fasse den Kranken aufmerksam ins Auge und lege mein Ohr auf seine Brust. Seit einigen Tagen hat die Phthisis furchtbare Fortschritte in ihm gemacht. Offenbar funktioniert der eine Lungenflügel gar nicht mehr und der andere vermag dem Atembedürfnis nur noch mit knapper Not zu entsprechen. Gleichzeitig leidet Walter an einem sehr heftigen Fieber, das bei tuberkulösen Erkrankungen ein Symptom des nahen Endes zu sein pflegt.

Was kann ich auf die Frage des Leutnants antworten?

Forschend ruht sein Blick auf mir, so daß ich mir kaum zu helfen weiß, und ich suche nach einer ausweichenden Erwiderung.

»Mein lieber Freund«, sage ich, »bei der Lage, in der wir uns befinden, kann

überhaupt niemand von sich sagen, ob er noch lange zu leben habe. Wer weiß, ob nicht vor Ablauf einer Woche alle, die das Floß jetzt trägt...«

»Vor Ablauf einer Woche!« murmelt der Leutnant, dessen brennender Blick auf mir haftet.

Dann wendet er den Kopf und scheint einzuschlummern.

Am 24., 25. und 26. Dezember hat sich an unserer Situation nicht das geringste geändert. So unglaublich es erscheinen mag, so haben wir uns doch allmählich an das Hungern gewöhnt. Die Berichte von Schiffbrüchigen haben nicht selten Tatsachen angeführt, die mit den hier beobachteten übereinstimmen. Wenn ich sie las, war ich geneigt, sie für Übertreibungen zu halten. Darin täuschte ich mich, und ich sehe jetzt wohl ein, daß ein Mangel an Nahrung weit länger ertragen werden kann, als ich je geglaubt hätte. Überdies hat der Kapitän unserem halben Pfund Schiffszwieback jetzt einige Tropfen Branntwein hinzugefügt, und diese Kost erhält unsere Kräfte mehr, als man annehmen sollte. Oh, wenn wir dieser Rationen für 2 Monate, ach, nur für einen, sicher wären! Doch unser Vorrat geht zu Ende, und jeder kann den Augenblick voraussehen, in dem auch diese magere Nahrung uns völlig fehlen muß.

Um jeden Preis müssen wir also aus dem Meer eine Vermehrung unserer Nahrungsmittel zu erlangen suchen, was jetzt immerhin ziemlich schwierig ist. Indessen fertigen der Hochbootsmann und der Zimmermann aus aufgelösten Seilen neue Angelschnüre an und versehen diese mit aus den Planken gezogenen, krumm gebogenen Nägeln.

Der Hochbootsmann scheint mit dem Ergebnis der Arbeit ganz zufriedengestellt zu sein.

»Das sind zwar keine tadellosen Angelhaken, diese Nägel«, sagt er zu mir, »doch ein Fisch könnte an ihnen ebensogut hängenbleiben, wenn wir nur einen Köder daran hätten. Nun haben wir als solchen aber bloß Schiffszwieback, der daran nicht lange halten kann. Wenn es erst gelungen ist, einen zu fangen, würde ich die Angeln mit seinem Fleisch als Köder versehen. Aber den ersten Fisch zu erlangen, darin liegt die große Schwierigkeit!«

Der Hochbootsmann hat recht, und voraussichtlich ist unser Angeln erfolglos. Doch man probiert es auf gut Glück, und die Schnüre werden ausgelegt. Wie zu

erwarten stand, »beißt« indessen kein Fisch »an«, und offenbar ist das Meer hier auch nicht gerade fischreich.

Während des 28. und 29. Dezember setzen wir unsere vergeblichen Versuche fort. Die Zwiebackstücke, die an die Nägel gesteckt werden, erweichen sich natürlich im Wasser, fallen ab und müssen immer wieder erneuert werden. Damit verschwenden wir aber einen Teil der Substanz, die unsere einzige Nahrung darstellt, und wir sind doch schon an dem Punkt angelangt, die letzten Brocken zu zählen.

Der Hochbootsmann, der die gewöhnlichen Mittel erschöpft hat, kommt auf den Einfall, ein Stückchen Stoff-gewebe an die Nägel zu befestigen. Miss Herbey opfert deshalb eine Ecke des roten Shawltuchs, das sie trägt, und vielleicht lockt der rote, unter dem Wasser lebhaft leuchtende Stoff einen gefräßigen Meeresbewohner an.

Im Lauf des 30. Dezember schreitet man zu diesem neuen Versuch. Mehrere Stunden lang läßt man die Schnüre dem Floß in beträchtlicher Tiefe nachschwimmen, doch wenn sie heraufgezogen werden, zeigt sich das rote Wollstückchen immer vollkommen unversehrt.

Dem Hochbootsmann sinkt aller Mut. Hier versiegt uns noch eine Quelle, auf die wir unsere Hoffnung setzten. Was würde man nicht für den ersten Fisch bieten, mit dem man dann andere zu fangen imstande wäre!

»Ein einziges Mittel gäbe es noch, unsere Angeln mit einem Köder zu versehen!« sagt der Bootsmann halblaut zu mir.

»Und welches?« fragte ich ihn.

»Das werden Sie später erfahren!« antwortet mir der Seemann und wirft mir einen unverständlichen Blick zu.

Was sollen diese Worte eines Mannes bedeuten, den ich immer als sehr zurückhaltend gekannt habe? Die ganze Nacht hindurch kommen sie mir nicht aus dem Sinn.

1. bis 5. Januar. – Es sind nun 3 Monate verflossen, daß wir Charleston auf der ›Chancellor‹ verlassen, und 20 Tage, die wir schon auf dem Floß, von der Gnade der Winde und Strömungen abhängig, verbracht haben!

Sind wir weiter nach Westen, nach der amerikanischen Küste gekommen, oder hat uns das Unwetter noch weiter von jedem Land verschlagen? Es ist jetzt sogar unmöglich geworden, hierüber klarzuwerden. Bei dem letzten, uns so verderblichen Sturm sind auch die Instrumente des Kapitäns trotz aller Vorsichtsmaßnahmen beschädigt worden, und Robert Kurtis besitzt jetzt weder einen Kompaß, um die Richtung zu bestimmen, in der wir fahren, noch einen Sextanten, um eine Höhenmessung vorzunehmen. Sind wir nun einer Küste nahe oder noch Hunderte von Meilen davon entfernt?

Man kann es nicht wissen, doch ist, da alle Umstände gegen uns gewesen sind, vielmehr zu befürchten, daß wir noch weiter hinausgetrieben wurden.

Diese absolute Unkenntnis unserer Lage hat etwas Beängstigendes; doch so wie die Hoffnung nie des Menschen Herz verläßt, so lieben wir es trotz aller Gegengründe zu glauben, daß eine Küste in der Nähe sei. Jeder beobachtet den Horizont und sucht in dessen glatt verlaufender Linie Land zu entdecken. Wie häufig täuschen uns Passagiere die Augen! Ein Nebel, eine Wolke, eine Bewegung des Wassers! Kein Land erscheint, kein Schiff verirrt sich in den unendlichen Kreis um uns, in dem Himmel und Meer verschmelzen, und dessen Mitte das Floß unverändert einnimmt.

Am 1. Januar haben wir unseren letzten Zwieback verzehrt oder richtiger, unseren letzten Brocken Zwieback! Am 1. Januar! Welche Erinnerungen weckt dieser Tag, und wie traurig erscheint uns dagegen der heutige!

Das neue Jahr, sein erster Tag, wie brachte man sich einander seine Wünsche dar, schmeichelte man sich mit den Hoffnungen, die das Herz erfüllten – uns ziemt sich nichts von alldem! Die Worte: »Ich wünsche Ihnen ein glückliches Neujahr!«, die man doch nur mit freudigem Angesicht aussprechen kann, wem von uns kämen sie jetzt über die Lippen? Wer vermöchte auch nur einen Tag für sich selbst noch zu hoffen?

Da nähert sich mir der Hochbootsmann, sieht mich ganz eigentümlich an und

sagt:

»Mr. Kazallon, ich wünsche Ihnen einen glück...«

»Ein glückliches neues Jahr?«

»Nein! Nur einen glücklichen Tag, und das will schon viel sagen, denn wir haben nichts mehr zu essen auf dem Floß!«

Nichts mehr! Wir wußten es ja, und doch, als die Stunde der Verteilung kam, traf es uns wie ein neuer Schlag. Man mochte an diesen absoluten Mangel an allem nicht glauben!

Gegen Abend fühle ich ein heftiges Zusammenziehen des Magens; dann folgt ihm ein schmerzhaftes Gähnen, das sich 2 Stunden nachher ein wenig mindert.

Am nächsten Tag, dem 3. Januar, bin ich sehr erstaunt, nicht mehr zu leiden. Ich fühle in mir eine furchtbare Leere, doch ist das ebenso ein Gefühl geistiger wie körperlicher Zerschlagenheit. Mein schwerer Kopf schwankt auf den Schultern, und mir wird schwindelig, so als ob ich in einen Abgrund blickte.

Die Erscheinungen gleichen sich aber nicht bei allen von uns, und einige meiner Gefährten leiden schon ganz entsetzlich, unter anderm Daoulas, der Zimmermann, und der Bootsmann, die von Natur starke Esser sind. Die Hungerqualen pressen ihnen unwillkürlich Schmerzensschreie aus, und sie schnüren sich mit einem Strick zusammen. Wir sind aber jetzt erst am zweiten Tag!

Oh, jenes halbe Pfund Zwieback, jene magere Rationen, die uns noch vor wenig Tagen so unzureichend erschienen, wie vergrößern sie unser Verlangen, wie enorm erscheinen sie uns jetzt, da wir gar nichts mehr haben! Wenn man uns jetzt diese Stückchen Zwieback noch zuteilte, nur die Hälfte, ja, nur ein Viertel davon, wir würden mehrere Tage damit auskommen! Bissen für Bissen würden sie nur verzehrt werden!

Wenn in einer belagerten Stadt Mangel herrscht, kann man im Müll, in den Flüssen, in einem Winkel einen abgenagten Knochen finden, eine weggeworfene Wurzel, die den Hunger eine Zeitlang wegtäuscht! Auf diesen Brettern aber, welche die Wogen unzählige Male überfluteten, in deren Fugen man schon gierig nachgesucht, deren Ecken und Winkel, in die der Wind einige

Brosamen hätte treiben können, man schon wieder und wieder ausgescharrt hat, was könnte man hier wohl zu finden hoffen?

Wie lang werden uns die Nächte – noch länger als die Tage! Vergeblich erhofft man vom Schlaf eine vorübergehende Milderung dieser Leiden. Wenn sich unsere bleiernen Augenlider dann einmal schließen, verfallen wir vielmehr einer fieberhaften Betäubung, die uns mit Alpdrücken quält.

Und doch, die letzte Nacht unterlag ich der Erschöpfung und habe einige Stunden ruhen können.

Am nächsten Tag erwache ich um 6 Uhr morgens durch lautes Geschrei. Ich springe auf und sehe im Vorderteil den Neger Jynxtrop, die Matrosen Owen, Flaypol, Wilson, Burke und Sandon wie zum Angriff zusammengetreten. Diese Schurken haben sich der Werkzeuge des Zimmermanns, der Äxte, des Beils, der Meißel usw., bemächtigt, und bedrohen damit den Kapitän, den Bootsmann und Daoulas. Ich geselle mich schleunigst zu Robert Kurtis und seinen Leuten. Falsten folgt mir unmittelbar. Wir haben als Waffen zwar nur unsere Messer, sind aber nicht minder entschlossen, uns zu verteidigen.

Owen und die übrigen dringen auf uns zu. Die Verblendeten sind betrunken: in der Nacht haben sie das Branntweinfäßchen gestohlen und es fast ausgetrunken.

Was mögen sie wollen?

Owen und der Neger, die noch am meisten bei Sinnen zu sein scheinen, reizen die anderen auf, uns niederzumachen, und jene unterliegen gewissermaßen einer Art Säuferwahnsinn.

»Nieder mit Kurtis!« rufen sie. »Ins Meer mit dem Kapitän! Owen kommandiert! Owen kommandiert!«

Owen ist der Anführer der Rotte, ihm folgt der Neger. Der Haß dieser beiden Kerle gegen ihren Offizier äußert sich jetzt in einem Gewaltstreich, der im Fall des Gelingens unsere Lage gewiß nicht zu bessern imstande wäre. Ihre Partner, die kaum denken können, aber sich besser bewaffnet haben als wir, sind uns jetzt immerhin furchterregend.

Als Robert Kurtis sie herankommen sieht, geht er ihnen entgegen und ruft mit fester Stimme:

»Die Waffen weg!«

»Tod dem Kapitän!« heult Owen.

Dieser Schuft treibt seine Genossen durch Handbewegungen an; doch Robert Kurtis weicht der betrunkenen Rotte aus und stellt sich direkt vor ihn hin.

»Was willst du?« fragt er jenen.

»Keinen Kommandanten auf dem Floß!« antwortet Owen, »hier sollen alle gleich sein!«

Der Verblendete! Als ob wir, das Elend vor uns, nicht alle schon gleich wären!

»Owen«, wiederholt der Kapitän noch einmal, »die Waffen weg!«



»Tapfer drauf, ihr anderen!« brüllt Owen.

Es entspinnt sich ein Kampf. Owen und Wilson stürzen auf Robert Kurtis, der ihre Schläge mit einem Pfahl abwehrt, während Burke und Flaypol auf den

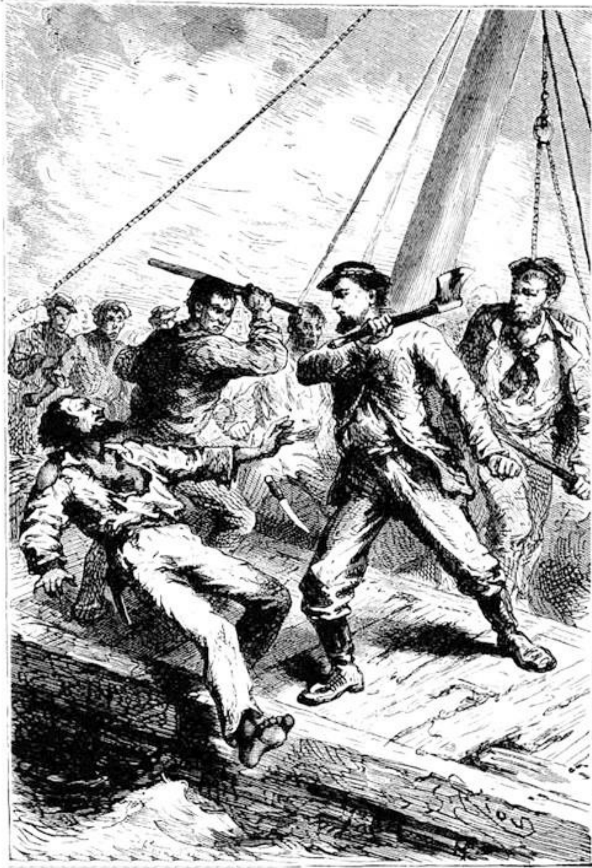
Bootsmann eindringen. Ich habe den Neger Jynxtrop als Gegner, der ein Beil schwingend mich zu treffen sucht. Ich versuche ihn mit den Armen zu umschlingen, um seine Bewegungen zu behindern, aber die Muskelkraft dieses Spitzbuben übertrifft meine, und nach einigen Augenblicken des Widerstands fühle ich, daß ich wohl unterliegen muß, als Jynxtrop plötzlich auf die Plattform hin-rollt und mich im Sturz mit sich reißt. André Letourneur hat ihn an einem Bein gepackt und dadurch umgeworfen.

Diese Hilfe hat mich gerettet. Der Neger hat beim Fallen sein Beil verloren, dessen ich mich bemächtige, und eben will ich ihm den Schädel spalten, als Andrés Hand nun auch mich zurückhält.

In der Tat, die Meuterer sind schon auf das Vorderteil zurückgedrängt. Robert Kurtis hat, nachdem er Owens Axthieb glücklich pariert, selbst ein Beil erlangt und schlägt damit aus vollen Kräften zu.

Owen springt aber zur Seite, und das Beil dringt Wilson mitten in die Brust. Der Elende stürzt rückwärts zusammen, vom Floß herunter und verschwindet im Wasser.

»Rettet ihn! Rettet ihn!« ruft der Hochbootsmann.



»Der ist tot!« erwidert Daoulas.

»Eben deswegen...«, sagt noch der Bootsmann, ohne den Satz ganz auszusprechen.

Aber Wilsons Tod beendet den Kampf. Flaypol und Burke sind im höchsten Stadium der Trunkenheit besinnungslos hingesunken, und wir stürzen uns auf Jynxtrop, der fest an den Fuß des Masts gebunden wird.

Der Zimmermann und der Hochbootsmann haben indessen Owen überwältigt. Mit der blutigen Axt in der Hand nähert sich ihm Robert Kurtis und sagt:

»Verrichte dein letztes Gebet. Du stirbst!«

»Sie haben gewiß rechte Lust, mich aufzuessen!« erwidert Owen mit einer Frechheit ohnegleichen.

Diese trotzige Antwort rettet ihm das Leben. Robert Kurtis wirft die Axt weg, die er schon zum Schlag erhoben hat, und setzt sich leichenblaß auf dem Heck

des Floßes nieder.

## 39

5. und 6. Januar. – Diese Szenen haben uns tief ergriffen.

Owens unter den tatsächlichen Verhältnissen gegebene Antwort ist wohl geeignet, auch die Mutigsten nieder-zuschlagen.

Sowie ich wieder ein wenig zur Ruhe gekommen bin, habe ich dem jungen Letourneur meinen Dank dafür ausgesprochen, daß er mir durch seine Intervention das Leben gerettet hat.

»Sie danken mir«, antwortet er, »wo Sie mir fluchen sollten!«

»Ihnen, André?«

»Mr. Kazallon, ich habe ja nichts getan, als Ihre Leiden verlängert!«

»Darauf kommt es nicht an, Mr. Letourneur«, mischt sich da Miss Herbey ein, »Sie haben Ihre Pflicht getan!«

Immer dasselbe Gefühl der Pflicht, die dem jungen Mädchen über alles geht! Sie ist durch die grausamen Entbehrungen abgemagert, ihre durch die fortwährende Feuchtigkeit verdorbenen und schadhaft gewordenen Kleider flattern umher, doch keine Klage kommt aus ihrem Mund und nichts vermag ihr den Mut zu rauben.

»Mr. Kazallon«, fragt sie mich, »nicht wahr, wir werden verhungern müssen? – Wie lange kann man wohl leben, ohne zu essen?«

»Weit länger, als man glauben sollte! Vielleicht lange, unbestimmbare Tage!«

»Kräftige Personen leiden ja wohl dabei am meisten?«

»Ja, aber sie unterliegen schneller, das gleicht sich aus.«

Wie war ich nur imstande, dem jungen Mädchen so zu antworten? Wie? Ich fand kein Wort des Trostes für



sie? Ich habe ihr die gräßliche Wahrheit schonungslos ins Gesicht geschleudert! Ist denn in mir jedes menschliche Gefühl erloschen? André Letourneur und sein

Vater, die mich hören konnten, sahen mich wiederholt erstaunt mit ihren großen, vom Hunger geweiteten Augen an. Sie schienen sich zu fragen, ob ich es war, der so sprach. Einige Minuten später, als wir ziemlich allein waren, sagte mir Miss Herbey mit leiser Stimme:

»Mr. Kazallon, würden Sie mir wohl einen Dienst erweisen?«

»Gern, Miss«, habe ich erregt geantwortet; bereit, für das junge Mädchen alles zu tun.

»Wenn ich vor Ihnen sterbe«, fährt Miss Herbey fort,

»und das kann ja der Fall sein, trotzdem ich schwächlicher bin, – so versprechen Sie mir, meine Leiche ins Meer zu werfen.«

»Miss Herbey, ich tat sehr unrecht...«

»Nein, nein«, fällt sie mir trübe lächelnd ins Wort, »Sie taten ganz recht daran, mir alles zu sagen, nur versprechen Sie mir die Erfüllung meiner Bitte. Es ist wohl eine Schwäche von mir. Lebend fürchte ich nichts... aber tot

... versprechen Sie mir, mich ins Wasser zu werfen.«

Ich habe es ihr versprochen. Miss Herbey reicht mir die Hand zum Dank, und ich fühle, wie ihre mageren Finger leise meine drücken.

Noch eine Nacht ist vorübergeschlichen. Zeitweise sind meine Qualen so arg, daß ich unwillkürlich auf-



schreie; dann mildern sie sich wohl auch wieder, und ich versinke in eine Art Stumpfsinn. Beim Wiedererwa-chen wundere ich mich, meine Leidensgefährten noch lebend zu finden.

Derjenige von uns, der am wenigsten zu leiden scheint, ist der Steward Hobbart, von dem bis jetzt nur wenig die Rede gewesen ist. Es ist ein kleiner Mann von zweideutigem Aussehen, mit schmeichlerischen Blicken und einem ewigen Lächeln, »das aber nur seine Lippen angeht«; seine Augen sind stets halb geschlossen, so als wollte er seine Gedanken verbergen, und seine ganze Erscheinung atmet Falschheit. Er ist ein Heuchler, ich schwöre darauf. Und

wirklich, wenn ich sagte, daß ihm die Entbehrungen am wenigsten zuzusetzen schienen, so ist damit nicht etwa gesagt, daß er keine Klagen laut werden ließe. Im Gegenteil, er seufzt ohne Unterlaß, aber ich weiß nicht, warum mir sein Gewimmer nur affektiert vorkommt. Es wird sich das wohl zeigen. Ich werde diesen Menschen beobachten, denn ich habe einen Verdacht gegen ihn, über den ich mir gern klar würde.

Heute, am 6. Januar, nimmt mich Mr. Letourneur beiseite, führt mich nach dem Heck des Floßes, und das mit dem Aussehen, als habe er mir eine »geheime Mitteilung« zu machen. Er wünscht weder gesehen noch gehört zu werden.

Ich begebe mich mit ihm nach der hinteren Ecke des Backbord, und nachdem der Abend angebrochen ist, vermag uns niemand mehr zu sehen.

»Mein Herr«, beginnt Mr. Letourneur mit leiser Stimme, »André ist sehr schwach! Mein Sohn stirbt mir vor Hunger! Ich kann das nicht lange mit ansehen!

Nein, ich kann es nicht!«

Mr. Letourneur spricht in einem Ton, dem man den verhaltenen Zorn anmerkt, und sein Akzent hat etwas Wildes an sich; doch begreife ich wohl, wie dieser Vater leiden mag!

»Lieber Herr«, sage ich und ergreife seine Hand, »verzweifeln wir noch nicht. Wenn ein Schiff...«

»Ich verlange von Ihnen keine billigen Trostworte«, unterbricht mich der arme Vater. »Es wird hier kein Schiff vorbeikommen, das wissen Sie recht gut. Nein, es geht um etwas anderes. Seit wann hat mein Sohn, haben Sie selbst und wir alle nichts gegessen?«

Diese Frage läßt mich einigermaßen erstaunen, und ich antworte:

»Seit dem 2. Januar ist der Zwieback ausgegangen.

Wir haben jetzt den 6., es sind demnach 4 Tage, daß ...«

»Daß Sie nichts gegessen haben! Nun gut, bei mir sind es schon 8!«

»8 Tage!«

»Ja! Ich habe für meinen Sohn gespart!«

Bei diesen Worten brechen ihm Tränen aus den Augen. Ich fasse Mr. Letourneurs Hand. Kaum bin ich imstande zu reden. Ich sehe ihn bewundernd an...

8 Tage!

»Herr! Mein Herr«, sage ich endlich, »was verlangen Sie von mir?«

»Halt! Nicht so laut! Es darf uns niemand hören!«

»So sprechen Sie...!«

»Ich möchte...«, und seine Stimme wurde noch leiser, »ich wünsche, daß Sie André von meinem Ersparten anbieten...«

»Aber können Sie das nicht selbst...?«

»Nein, nein! Er würde glauben, daß ich mich für ihn beraubt habe... er würde es nicht annehmen... nein, es muß von Ihnen kommen...«

»Mr. Letourneur...!«

»Aus Mitleid«, bittet mich der unglückliche Vater,

»aus Erbarmen leisten Sie mir diesen Liebesdienst, den größten, um den ich Sie angehe... übrigens... für Ihre Bemühung...«

Mr. Letourneur ergreift meine Hand und streichelt sie zärtlich.

»Für Ihre Bemühung können Sie ja auch ein wenig davon essen...!«

Armer Vater! Bei seinen Worten zittere ich wie ein Kind! Mein ganzes Wesen ist in Aufregung und mein Herz arbeitet zum Zerspringen. Gleichzeitig fühle ich wie Mr. Letourneur ein Stück Schiffszwieback in meine Hand gleiten läßt.

»Nehmen Sie sich in acht, daß niemand Sie gewahr wird«, sagt er. »Die Ungeheuer fielen über Sie her und töteten Sie! Das ist nur für einen Tag, doch morgen werde ich Ihnen ebensoviel übergeben!«

Der Unglückliche traut mir nicht! Vielleicht hat er recht, denn sowie ich das

Stück Zwieback in meinen Händen fühle, kann ich’s mir kaum verwehren, es zum Mund zu führen!

Doch ich habe mich überwunden, und wer diese Zeilen liest, wird begreifen, was meine Feder jetzt nicht zu schildern vermag.

Mit der in diesen niedrigen Breiten eigentümlichen Schnelligkeit ist die Nacht hereingebrochen. Ich schleiche mich vorsichtig zu André Letourneur und biete ihm das kleine Stückchen Zwieback an, »so als ob es von mir käme«!

Der junge Mann erfaßt es mit Begierde.

»Und mein Vater?« sind seine nächsten Worte.

Ich versichere ihm, daß sein Vater auch seinen Teil hat... ich den meinen, daß ich ihm morgen... die folgenden Tage auch noch so viel würde zukommen lassen können...! Er möge es nur nehmen... nur nehmen...!

André hat mich nicht gefragt, woher dieser Zwieback komme, und hat ihn schleunig zum Mund geführt.

Und diesen Abend habe ich trotz Mr. Letourneurs Angebot nichts gegessen... gar nichts!

7. Januar. – Seit einigen Tagen spült das Meer fast unaufhörlich über die Plattform des Floßes hinweg, und hat nach und nach die Füße einiger Matrosen wund gemacht. Owen, den der Bootsmann seit der Revolte im Vorderteil gefesselt hält, ist in bejammernswertem Zustand, und seine Bande werden auf unsere Bitten hin gelöst. Auch Sandon und Burke haben durch das ätzende Salzwasser mehr oder weniger gelitten, und wir andern sind nur deshalb davon verschont geblieben, weil das Hinterteil des Floßes den Wellen weniger ausgesetzt ist.

Heute hat sich der Hochbootsmann in wütendem Hunger auf das Segelzeug, sowie auf Holzstücke gestürzt, und noch immer höre ich seine Zähne diese Stoffe zermalmen. Der Unglückliche sucht nur seinen Magen zu füllen, um dessen Schleimhäute wieder einmal auszudehnen. Zuletzt findet er an einem der Maststücke, welche die Plattform tragen, ein Stück Leder.

Dieses Leder ist ja eine tierische Materie, deren er sich bemächtigt, sie verzehrt, und mit der er sich doch einige Erleichterung zu verschaffen scheint. Alle tun es ihm nach. Ein Hut aus gummiertem Leder, die Sturm-riemen der Mützen, jede tierische Substanz wird angenagt. Uns treibt ein bestialischer Instinkt, dem niemand zu widerstehen vermag. Einen Augenblick scheint es, als ob wir aller menschlichen Eigenschaften beraubt wären, und niemals werde ich diese Szenen vergessen!

Wenn auch der Hunger nicht eigentlich zu stillen war, so ist doch sein Drängen eine Zeitlang unterdrückt. Einige unter uns konnten diese Art Nahrung freilich nicht einmal vertragen und fingen darauf an, an Übelkeiten zu leiden.

Man verzeihe mir diese Einzelheiten! Ich mag nichts verhehlen, was die Schiffbrüchigen der ›Chancellor‹ zu leiden hatten! Man wird aus diesen Berichten erfahren, welches moralische und physische Elend menschliche Wesen zu ertragen imstande sind! Das verleihe diesem Tagebuch seinen Wert! Ich werde nichts verschweigen, und leider ahnt mir, daß wir unsere Leiden noch nicht erschöpft haben!

Eine Beobachtung, die ich während der oben er-wähnten Szene zu machen Gelegenheit hatte, bestärkt mich in meinem Verdacht gegen den Steward. Obwohl Hobbart sein Jammern nicht unterbrach, ja es womöglich noch

übertrieb, hat er sich bei jener Szene nicht beteiligt. Wenn man ihn hört, sollte man glauben, daß er schon Hungers sterbe, und wenn man ihn sieht, scheint er allein von den allgemeinen Qualen verschont zu sein.

Besitzt dieser Heuchler noch einen geheimen Vorrat?

Ich habe ihn schon überwacht, aber noch nichts entdecken können.

Die Hitze ist immer bedeutend und sogar unerträglich, wenn die Brise sie nicht mäßigt. Unser Wasservorrat ist gewiß unzureichend, aber der Hunger ertötet in uns den Durst. Und wenn ich mir nun gar noch sage, daß die Entbehrung des Wassers uns noch mehr foltern wird, als die der festen Nahrung, so kann ich es kaum glauben, oder mir wenigstens nicht augenblicklich vergegenwärtigen. Doch steht diese Tatsache unzweifelhaft fest, und Gott wolle es verhüten, daß wir auch das noch auskosten sollen!

Zum Glück enthält die halb zerbrochene Wassertonne noch immer einige Pinten Wasser, und die andere ist ja noch unversehrt. Obwohl sich unsere Anzahl vermindert hat, hat der Kapitän dennoch, entgegen dem Widerspruch von manchen Seiten, die täglichen Rationen auf eine halbe Pinte herabgesetzt. Ich stimme ihm hierin vollständig zu.

Vom Branntwein haben wir nur noch eine Viertel-gallone übrig, die auf dem Heck des Floßes an sicherer Stelle untergebracht ist.

Heute, am 7., gegen halb 8 Uhr abends, hat wieder einer von uns aufgehört zu leiden. Wir sind nur noch 14!

Leutnant Walter hat sein Leben in meinen Armen aus-gehaucht, und weder Miss Herbeys Sorgfalt, noch meine hat ihm nützen können... er hat es überstanden!

Wenige Minuten vor seinem Tod hat der Leutnant Miss Herbey und mir mit einer kaum noch zu verstehenden Stimme seinen Dank ausgesprochen.

»Mr. Kazallon«, flüsterte er und ließ einen zerknitterten Brief aus seiner zitternden Hand gleiten, »dieser Brief... von meiner Mutter..., ich habe keine Kräfte mehr... der letzte, den ich erhielt... sie schreibt mir:

›Ich erwarte Dich, mein Kind, ich will Dich wiedersehen!‹ Nein, Mutter, du

wirst mich nicht mehr wiedersehen! Mr. ... diesen Brief... legen sie ihn dahin, auf meine Lippen, da... dahin, ihn küssend will ich sterben ... meine Mutter... mein Gott...!«

Ich habe den Brief aus Leutnant Walters schon erkalteter Hand genommen und ihn auf seine Lippen gelegt.

Noch einen Augenblick schien sein Auge aufzuleuchten, und wir hörten ein schwaches Geräusch, wie von einem Kuß!

Er ist tot, der Leutnant Walter! Gott sei seiner Seele gnädig!

# 41

8. Januar. – Die ganze Nacht über bin ich neben dem toten Körper geblieben, und Miss Herbey hat wiederholt Gebete für sein Seelenheil verrichtet.

Bei Anbruch des Tages ist der Leichnam völlig erkaltet. Ich hatte Eile... ja! Eile, ihn ins Meer zu werfen, und ersuchte Robert Kurtis, mir bei diesem traurigen Geschäft zu helfen. Nach Einhüllung in seine Kleidungsstücke werden wir ihn den Wellen übergeben, und ich hoffe, daß er bei seiner außerordentlichen Magerkeit nicht schwimmen wird.

Mit Tagesgrauen treffen wir, Robert Kurtis und ich, gewisse Vorsichtsmaßnahmen, nicht gesehen zu werden, und entnehmen den Taschen des Leutnants noch einige Gegenstände, die dessen Mutter zugestellt werden sollen, wenn einer von uns am Leben bleibt.

Eben als ich den Leichnam in die Kleidungsstücke bringen will, die ihm als Bahrtuch dienen sollen, kann ich eine Bewegung des Entsetzens nicht unterdrücken.

Der rechte Fuß fehlt, das Bein ist nur noch ein blutiger Stumpf!

Wer ist der Urheber dieser Schändung! Ich bin also doch wohl in der Nacht einmal der Ermüdung erlegen, und jemand hat sich meinen Schlummer zunutze gemacht, diesen Körper zu zerstümmeln. Aber wer, wer hat das getan?

Robert Kurtis sieht ringsumher, und seine Augen sprühen Flammen. An Bord merkt man nichts Ungewöhnliches, nur einige Jammerlaute unterbrechen das Schweigen. Vielleicht belauert man uns! Eilen wir, die Überreste ins Meer zu bringen, um noch schrecklichere Auftritte zu vermeiden.

Nach einem kurzen Gebet des Kapitäns lassen wir



— 234 —

— 235 —

den Leichnam in die Fluten gleiten, in denen er sofort versinkt.

»Donnerwetter! Die Haie werden gut gemästet!«

Wer sprach das? Ich drehe mich um. Es war der Neger Jynxtrop.

Der Bootsmann stand gleichfalls in meiner Nähe.

»Vermuten Sie«, sage ich zu ihm, »daß jene Unglücklichen diesen Fuß...«

»Diesen Fuß... ah, ja!« erwidert mir der Hochbootsmann. »Im übrigen war das ihr Recht.«

»Was? Ihr Recht?« rufe ich erstaunt.

»Herr«, entgegnet der Hochbootsmann, »es ist besser, einen Toten zu verzehren, als einen Lebendigen!«

Diese frostige Antwort läßt mich verstummen, und ich gehe, um mich zu sammeln, nach dem Heck des Flo-

ßes.Gegen 11 Uhr überrascht uns ein glücklicher Zufall.

Der Hochbootsmann, der schon seit dem Morgen seine Angelschnüre wieder hat nachschleppen lassen, erzielt einen Erfolg, – er hat drei Fische gefangen. Es sind drei ziemlich große Schellfische von 24 Zentimeter Länge und gehören zu der Art, die getrocknet unter dem Namen »Stockfisch« bekannt ist.

Kaum hat der Hochbootsmann die drei Fische an Bord gezogen, da stürzen sich die Matrosen darauf. Kapitän Kurtis, Falsten und ich werfen uns dazwischen, und die Ordnung ist bald wiederhergestellt. Es ist freilich wenig, drei Schellfische für 14 Verhungerte, doch es bekommt jeder seinen Teil. Die einen verschlingen die Fische roh, man möchte sagen, noch lebend, und das tun die meisten. Robert Kurtis, André Letourneur und Miss Herbey haben die Überwindung, zu warten.

Auf einer Ecke des Floßes entzünden sie mittels einiger Stückchen Holz ein Feuer und rösten ihren Anteil.

Ich habe nicht denselben Mut gehabt und verzehre das Fleisch noch blutend!

Mr. Letourneur ist nicht weniger ungeduldig gewesen, als ich und die meisten anderen. Wie ein ausgehungerter Wolf stürzte er sich auf das ihm zukommende Stück Fisch. Wie vermag dieser unglückliche Mann, der so lange Zeit nichts gegessen hat, überhaupt noch zu leben? – Ich begreife das nicht.

Ich erwähnte die große Freude des Bootsmanns, als er seine Angelleinen einzog, und diese Freude steigert sich fast bis zum Wahnwitz. Wenn der Fischfang noch weitere Beute liefert, ist es sicher, daß er uns vor einem grauenvollen Tod rettet.

Ich spreche deshalb mit dem Hochbootsmann und treibe ihn an, seine Versuche zu wiederholen.

»Jawohl!« antwortet er mir, »ja... gewiß... ich werde es tun...!«

»Und warum legen Sie die Schnüre nicht schon wieder ein?«

»Jetzt nicht!« erwidert er ausweichend. »Die Nacht ist günstiger als der Tag zum Fang der größeren Fische, und wir dürfen auch den Köder nicht verschwenden, denn vorhin haben wir Dummköpfe auch nicht ein Stückchen übriggelassen, um es zum nächsten Fischfang zu verwenden!«

Das ist wahr, und der Fehler vielleicht nicht wieder gutzumachen.

»Indessen«, werfe ich ein, »da es Ihnen das erste Mal gelang ohne Lockspeise...«

»Ich hatte welche.«

»Eine gute?«

»Eine ausgezeichnete, Herr, da jene Fische darauf anbissen!«

Ich sehe den Bootsmann an, dessen Blick auch auf mir haftet.

»Haben Sie auch noch etwas für Ihre Angelhaken übrig?« frage ich.

»Jawohl«, antwortete der Seemann mit leiser Stimme und wendet sich ohne ein weiteres Wort weg.

Die dürftige Nahrung hat uns aber doch einige Kräfte gegeben und neue Hoffnungen geweckt. Wir sprechen von dem Fischfang des Hochbootsmanns und können es gar nicht glauben, daß dieser nicht wieder von Erfolg sein werde. Sollte das Geschick endlich satt sein, uns zu prüfen?

Ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß in unserem Geist eine Veränderung vor sich gegangen ist, liegt für mich darin, daß wir anfangen, von der Vergangenheit zu reden. Unsere Gedanken sind nicht einzig und allein auf die martervolle Gegenwart gerichtet oder auf die furchtbare Zukunft, die uns doch drohend bevor-steht. Die Herren Letourneur, der Ingenieur Falsten, der Kapitän Kurtis und ich erinnern uns der einzelnen Vorkommnisse seit dem Schiffbruch, lassen die Bilder der Umgekommenen an uns vorüberziehen, die Details der

Feuersbrunst, die Strandung des Fahrzeugs, das Ham-Rock-Eiland, das Leck, die schreckliche Fahrt in den Mastkörben, das Floß, den Sturm, all jene Zufälle, die uns jetzt so fernzuliegen scheinen. Ja! Alles das hat uns betroffen, und doch leben wir noch!

Wir leben! Aber kann man diesen Zustand wirklich ein »Leben« nennen? Von 28 sind wir nur noch 14 übrig, bald vielleicht nur noch 13.

»Eine böse Zahl!« sagt der junge Letourneur, »doch würden wir wohl große Mühe haben, einen Vierzehnten[9] für uns zu finden!«

In der Nacht vom 8. zum 9. hat der Hochbootsmann seine Leinen aufs neue ausgelegt und ist selbst auf dem Heck des Floßes geblieben, da er ihre Überwachung niemandem anvertrauen wollte.

Am Morgen gehe ich auf ihn zu. Kaum graut der Tag, und mit den brennenden Augen sucht der Angler schon die Dunkelheit des Wassers zu durchdringen. Er hat mich weder schon gesehen, noch kommen hören.

Ich berühre leise seine Schulter; er wendet sich halb erschrocken um.

»Nun, wie steht’s, Bootsmann?«

»Die verdammten Haie haben mir den Köder weggeschnappt!« antwortet er mit tonloser Stimme.

»Und sie haben keinen mehr?«

»Nein! Und wissen Sie, was damit bewiesen ist?« fügt er hinzu und drückt mir den Arm. »Damit ist bewiesen, daß man nichts bloß halb tun soll...«

Ich lege meine Hand auf seinen Mund; ich habe ihn verstanden!

Armer Walter...!

9. und 10. Januar. – Heute herrscht in der Atmosphäre um uns wieder vollkommene Ruhe. Die Sonne brennt, die Brise schweigt ganz und gar und keine Furche unterbricht die langen Wellen des Meeres, das sich unmerklich hebt. Wenn keine Strömung vorhanden ist, deren Richtung wir nicht zu bestimmen imstande sind, muß das Floß ganz unbeweglich fest stehen.

Ich sagte, daß die Hitze heute unerträglich sei; unser Durst ist aber infolgedessen noch weit unerträglicher.

Zum ersten Mal leiden wir ganz entsetzlich unter dem Wassermangel, und mir wird nun deutlicher, daß die Qualen des Durstes noch schrecklicher sind, als die des Hungers. Schon hat sich bei den meisten von uns der Mund, der Schlund und der Kehlkopf vor Trockenheit zusammengeschnürt, und die Schleimhäute verhornen fast durch die warme Luft, die das Atmen ihnen zu-führt.

Auf meine Bitte geht der Kapitän für dieses Mal von der gewohnten Kost ab. Er erlaubt eine doppelte Wasserration, und wir haben an diesem Tag unseren Durst vier Mal, wohl oder übel, stillen können. Ich sage »wohl oder übel«, denn dieses auf dem Boden der Tonne befindliche Wasser ist trotz der Bedeckung mit einem nassen Segel ganz lauwarm geworden.

Alles in allem ist heute ein böser Tag, und von neuem verfallen die Matrosen unter den Qualen des Hungers der Verzweiflung.

Auch bei Aufgang des Mondes hat sich die Brise nicht wieder erhoben. Da aber die Nächte in den Tropen immer etwas frisch sind, gewährt uns das doch einige Erleichterung; während des Tages aber bleibt die Temperatur ganz unerträglich, und diese so auffällige Erhö-

hung unterstützt die Meinung, daß wir weiter nach Sü-

den getrieben sind.

Nach Land auszulugen, hat man jetzt ganz aufgege-



ben. Der ganze Erdball scheint nur noch eine Wasserku-gel zu sein – immer und ewig der grenzenlose Ozean!

Am 10. dieselbe Ruhe, dieselbe Hitze. Der Himmel gießt nur einen Feuerregen auf uns herab, und wir atmen glühende Luft. Unser Bedürfnis zu trinken wächst ohne Maß, und wir vergessen fast die Qual des Hungers; mit solcher Gier erwarten wir den Augenblick, bis Robert Kurtis die wenigen Tropfen unserer Wasserrati-onen austeilt. Oh, könnten wir uns nur einmal satt trinken, könnten wir unseren Vorrat erschöpfen und dann sterben!

In diesem Augenblick – es ist jetzt Mittag – wird einer unserer Gefährten von den heftigsten Schmerzen ergriffen, die ihm manchen gräßlichen Schrei auspres-sen. Es ist der elende Owen, der im Vorderteil liegend sich unter schrecklichen Konvulsionen krümmt.

Ich schleppe mich zu ihm hin. Was er auch verbro-chen haben mag, die Menschlichkeit gebietet zu versuchen, ob ihm einige Hilfe zu bringen ist.

Aber gleichzeitig stößt der Matrose Flaypol einen lauten Schrei aus; ich drehe mich um.

Flaypol ist am Mast in die Höhe geklettert, und seine Hand zeigt nach Osten gegen den Horizont.

»Ein Schiff!« ruft er.

Schnell sind alle auf den Füßen. Eine Todesstille herrscht an Bord. Auch Owen vergißt seine Schmerzen und hat sich mit erhoben.

— 242 —

Wirklich ist in der von Flaypol bezeichneten Richtung ein weißlicher Punkt sichtbar. Aber ändert er denn seine Stelle? Ist es ein Segel?

Was denken die Seeleute darüber, die ja dafür ein so scharfes, geübtes Auge haben?

Ich beobachte Robert Kurtis, der mit gekreuzten Armen den weißen Punkt ins Auge faßt, seine Wangen springen vor, alle Teile seines Gesichts sind infolge der Zusammenziehung der kreisförmigen Augenmuskeln emporgedrängt, seine Augenbrauen runzeln sich, seine Lider sind halb geschlossen, und er konzentriert in seinem Blick alle ihm zu Gebote stehende Sehkraft. Wenn jener weiße Punkt ein Segel ist, wird er sich darüber nicht täuschen.

Doch nein, er schüttelt den Kopf, seine Arme fallen schlaff herab.

Ich sehe dorthin. Der weiße Punkt ist nicht mehr vorhanden. Es war kein Schiff, es war irgendein Reflex, ein schäumender Wellenkamm, oder, wenn es ein Schiff gewesen ist, dann ist es eben wieder verschwunden.

Welch eine Niedergeschlagenheit folgt diesen Mo-menten der Hoffnung! Alle haben wir unseren gewohnten Platz wieder eingenommen. Robert Kurtis verharrt unbeweglich, aber er mustert den Horizont nicht mehr.

Da wiederholen sich Owens Schmerzensschreie heftiger als zuvor. Sein ganzer Körper windet sich unter der qualvollen Pein, und sein Anblick ist wahrhaft erschreckend. Seine Kehle schnürt ein spasmodischer Krampf zusammen, seine Zunge ist trocken, der Leib aufgetrieben, der Puls schwach, schnell und unregelmäßig. Der Unglückliche leidet an konvulsivischen Bewegungen und selbst an tetanischem Zucken.

Diese Symptome lassen keinen Zweifel übrig: Owen ist durch Kupferoxyd vergiftet.

Wir haben kein Gegenmittel, um die Wirkung des Giftes zu neutralisieren, doch kann man wohl Erbrechen hervorrufen, um den Mageninhalt des Kranken fortzuschaffen. Warmes Wasser muß diesen Erfolg erzielen, und ich bitte also Robert Kurtis um etwas Wasser. Der Kapitän sagt es mir zu. Doch die Flüssigkeit der ersten Tonne ist zu Ende gegangen, und ich will meinen Bedarf also aus der zweiten noch unberührten entnehmen, als Owen sich auf die Knie erhebt und mit einer Stimme, die kaum noch eine menschliche zu nennen ist, ausruft:

»Nein! Nein! Nein!«

Warum dieses Nein? Ich kehre zu Owen zurück und erkläre ihm, was ich vorhabe. Noch entschiedener widersetzt er sich aber, von diesem Wasser zu trinken.

Ich versuche demnach durch Kitzeln des Schlundes bei dem Unglücklichen Erbrechen zu erzeugen, und bald gibt er auch bläuliche Massen von sich. Es ist nur zu gewiß, daß Owen mit einem Kupfersulfat, mit Kupfervitriol vergiftet ist, und was wir auch vornehmen, Owen ist verloren!

Aber auf welche Weise hat er sich vergiften können?

Das Erbrechen hat ihm einige Erleichterung verschafft, und er vermag endlich zu sprechen. Der Kapitän und ich, wir fragen ihn...

Ich mag es gar nicht versuchen, den Eindruck zu schildern, den die Antwort des Unglücklichen auf uns machte!

Owen hat, von unbezähmbarem Durst getrieben, einige Pinten Wasser aus der noch unberührten Tonne gestohlen, und das Wasser daraus ist vergiftet!

# 43

11. bis 14. Januar. – Owen ist in der Nacht unter teta-nischen Zuckungen, die einen seltenen Grad der Intensität erreichten, gestorben. Es ist nur zu wahr! Die vergiftete Tonne hat früher Kupfervitriol enthalten, das ist Tatsache. Durch welchen unglücklichen Mißgriff diese Tonne gerade als Wasserbehälter benutzt wurde und durch welchen bedauernswerten Zufall gerade sie auf das Floß mit verladen worden ist...? All das ist ja jetzt auch egal. Eins steht fest: daß wir kein Wasser mehr haben!

Owens Körper mußte sofort ins Meer geworfen werden, da er unmittelbar nach dem Tod in Zersetzung überging, und der Hochbootsmann hätte nicht einmal seine Leine mit dem toten Fleisch als Köder versehen können, da dieses jeden Zusammenhang verloren hatte.



Der Tod dieses Elenden ist für uns nicht einmal von Nutzen gewesen!

Wir alle kennen unsere tatsächliche Situation und verhalten uns still in dumpfem Brüten. Was sollten wir auch sprechen? Schon den Ton unserer Stimme zu hö-

ren berührt uns schmerzlich. Bei unserer übermäßigen Reizbarkeit ist es besser, daß wir gar nicht reden, denn das geringste Wort, ein Blick, eine Geste könnten ausreichen, unberechenbare Folgen hervorzurufen. Ich begreife nicht, wie es kommt, daß wir noch nicht alle von Sinnen sind!

Am 12. Januar haben wir keinen Tropfen Wasser erhalten, da der letzte Tropfen tags vorher ausgeschöpft war. Am Himmel ist keine Wolke, die etwas Regen verspräche, und ein Thermometer zeigte im Schatten ge-wiß 40° C., wenn auf

dem Floß überhaupt an Schatten zu denken wäre.

Am 13. ist die Lage die gleiche. Das Meerwasser beginnt auch mir die Füße wundzuätzen, doch das beachte ich fast gar nicht. Auch der Zustand derjenigen, die an diesem Übel schon längst leiden, ist dadurch nicht wesentlich verschlimmert.

Oh, dieses Wasser, das uns rings umgibt, wenn ich be-

— 247 —

denke, daß wir es durch Verdampfen oder Gefrierenlas-sen trinkbar zu machen imstande wären!

In Dampf oder Eis verwandelt würde es keine Spur Salz mehr enthalten, und man könnte es trinken! Aber uns fehlen alle Hilfsmittel, und wir vermögen sie auch nicht herzustellen.

Heute haben sich, auf die Gefahr hin, von Haien verschlungen zu werden, der Bootsmann und zwei Matrosen gebadet. Solch ein Bad gewährt ihnen eine gewisse Erleichterung und erfrischt sie doch einigermaßen.

Drei meiner Genossen und ich – die wir nicht schwimmen können – haben uns an ein Seil befestigt und sind wohl eine halbe Stunde lang im Meer geblieben. Robert Kurtis überwachte dabei die Wellen, und zum Glück hat sich kein Hai genähert. Trotz unserer Bitten und ihrer quälenden Leiden hat Miss Herbey unserm Beispiel nicht folgen wollen.

Am 14., gegen 11 Uhr morgens, nähert sich mir der Kapitän und flüstert mir ins Ohr:

»Vermeiden Sie jede Bewegung, die Sie verraten könnte, Herr Kazallon, denn ich könnte mich irren, und ich möchte den andern eine neue Enttäuschung ersparen.«

Ich sehe Robert Kurtis erwartungsvoll an.

»Dieses Mal«, sagt er zu mir, »habe ich wirklich ein Schiff wahrgenommen!«

Der Kapitän hat gut daran getan, mich vorzubereiten, denn ich wäre gewiß meiner ersten Bewegung nicht Meister geworden.

»Schauen Sie«, fügt er hinzu, »da hinten über Backbord!«

Ich erhebe mich, affektiere eine mir gewiß ganz fremde Gleichgültigkeit, und meine Augen schweifen über den mir von Robert Kurtis bezeichneten Bogen am Horizont.

Meine Augen sind freilich nicht die eines Seemanns, aber ich erkenne doch, als kaum unterscheidbare Silhouette, ein Schiff unter Segel.

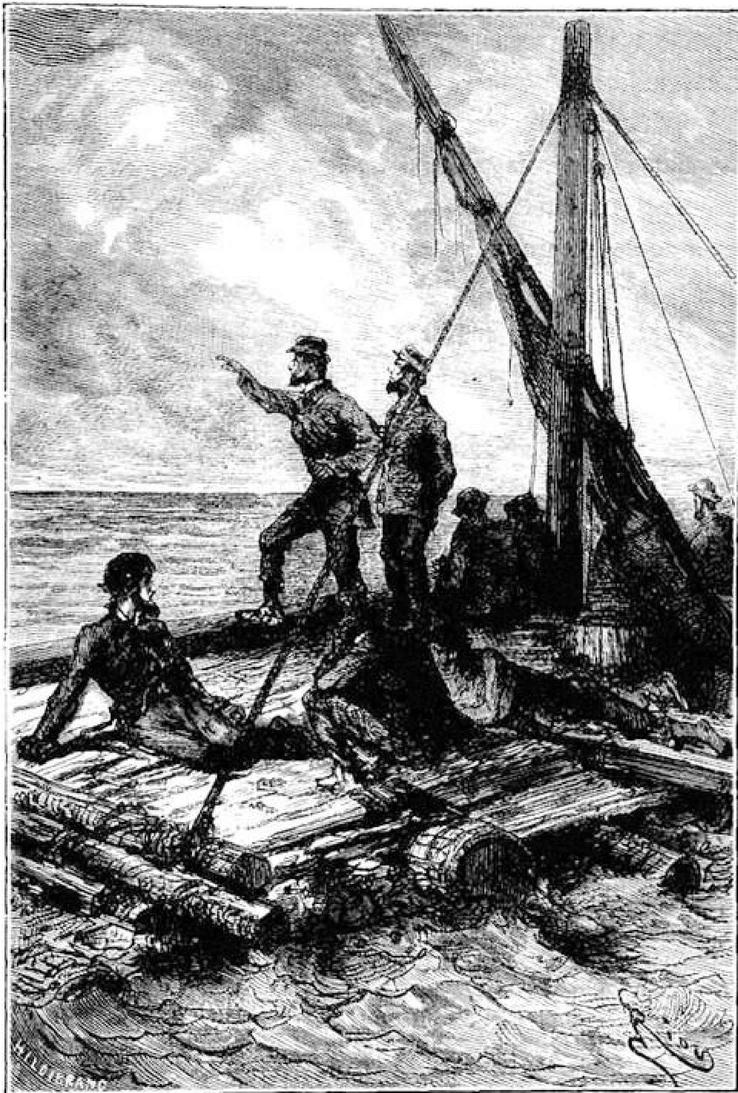
Fast zur gleichen Zeit ruft der Hochbootsmann, dessen Blicke einige Sekunden nach dieser Gegend hinaus-schweifen:

»Ein Schiff in Sicht!«

Die Meldung eines entfernten Schiffes erregt nicht unmittelbar die Bewegung, die man wohl hätte erwarten sollen, und bringt jedenfalls keinerlei Aufregung hervor, ob man nun daran nicht glauben wollte, oder die Kräfte schon zu sehr erschöpft waren; kein Mensch erhebt sich. Aber der Bootsmann ruft wiederholt: »Ein Schiff! Ein Schiff!« Und aller Blicke heften sich an den Horizont.

Dieses Mal ist die Tatsache nicht zu leugnen, wir sehen es, das unerwartete Fahrzeug. Wird es auch uns sehen?

Inzwischen besprechen die Matrosen die äußere Erscheinung des Fahrzeugs und seine Richtung, besonders die letztere.



Robert Kurtis erklärt nach einer aufmerksamen Betrachtung desselben:

»Es ist eine Brigg, die mit Steuerbordhalsen dicht am Wind läuft. Hält sie ihren jetzigen Kurs nur 2 Stunden lang ein, muß sie unsern Weg kreuzen.«

2 Stunden! – 2 Jahrhunderte! Das Schiff kann seinen Kurs aber jede Minute wechseln und wird das um so wahrscheinlicher tun, weil es offenbar durch Lavieren gegen den Wind Fahrt zu machen sucht. Bestätigt sich aber diese Annahme, wird es nach Vollendung seines »Schlags« (d.i. die Strecke, die ein lavierendes Schiff in ein und derselben Richtung zurücklegt) Backbordhalsen beisetzen und sich wieder entfernen. Oh, wenn es mit dem Wind im Rücken oder von der Seite segelte, wir hätten ein Recht, zu hoffen!

Uns geht es jetzt darum, die Aufmerksamkeit jenes Schiffes zu erregen. Robert Kurtis ordnet alle möglichen Signale an, denn die Brigg ist wohl noch ein Dutzend Meilen von uns im Osten entfernt, und unsere Rufe könnten unmöglich gehört werden. Es steht uns auch kein Gewehr zur Verfügung, dessen Detonationen so weit hin drängen. Wir wollen also eine ganz beliebige Flagge am Mast aufhissen. Miss Herbeys rotes Shawltuch sticht am lebhaftesten von der Färbung des Meeres und des Himmels ab.

Das Tuch wird möglichst hoch angebracht, und eine leichte Brise, die gerade jetzt die Oberfläche der Wellen kräuselt, entfaltet es vollständig. Sein wiederholtes lustiges Flattern erfüllt unsere Herzen mit froher Hoffnung.

Wenn ein Mensch am Ertrinken ist, weiß man ja, mit welcher Kraft er sich an einen Strohhalm klammert. Die Flagge ist dieser Strohhalm für uns!

Eine ganze Stunde lang bewegen uns tausend ab-wechselnde Gefühle. Ohne Zweifel hat sich die Brigg dem Floß genähert, doch bisweilen scheint es, als ob sie anhielte, und man zerquält sich mit der Frage, ob sie nicht im Begriff ist, zu wenden.

O Gott, wie langsam schleppt dieses Schiff sich hin!

Es fährt mit vollen Segeln, und doch ist sein Rumpf auch jetzt noch kaum über dem Horizont sichtbar. Doch der Wind ist schwach und legt sich immer mehr...! Wir gäben ganze Jahre unseres Lebens darum, jetzt eine Stunde älter zu sein!

Gegen halb 1 schätzen der Kapitän und der Hochbootsmann die Entfernung des Schiffes noch auf 9 Meilen. In anderthalb Stunden ist es uns demnach nur 3 Meilen näher gekommen, und kaum mag der Lufthauch, der noch über dem Floß weht, bis zu ihm reichen. Mir scheinen seine Segel gar nicht mehr zu schwellen, sondern an den Masten schlaff herabzuhängen. Ich beobachte, gegen den Wind gerichtet, ob wieder eine Brise aufspringt; aber die Wellen scheinen zu träumen, und der Atem des Windes, der unsere Hoffnungen weckte, erstirbt.

Ich befinde mich auf dem Heck neben den Herren Letourneur und Miss Herbey; unsere ängstlichen Blicke richten sich abwechselnd auf das Schiff und den Kapitän. Robert Kurtis steht unbeweglich vorn, an den Mast gelehnt, der Hochbootsmann dicht neben ihm; ihre Augen wenden sich keinen Moment von der Brigg ab. Von ihrem Antlitz, das jetzt ja nicht ausdruckslos bleiben kann,

lesen wir die Empfindungen ab, die sie erregen.

Nicht ein Wort kommt über ihre Lippen, bis der Zimmermann mit einem gar nicht wiederzugebenden Ton ausruft:

»Es wendet!«

Unser ganzes Ich scheint sich jetzt in die Augen zusammenzudrängen, und erstarrt stehen die einen wie Bildsäulen, die andern liegen auf den Knien. Ein furchtbarer Fluch entfährt dem Mund des Hochbootsmanns.

Auf 9 Meilen Entfernung hat das Schiff unsere Signale unmöglich wahrnehmen können! Das Floß stellt ja in dem unendlichen Raum nur ein Pünktchen dar, das im Glanz der blendenden Sonnenstrahlen wohl ganz verschwindet! Man hat uns nicht gesehen! Könnte der Kapitän jenes Schiffes, er sei wer auch immer, wenn er uns bemerkt hätte, so unglaublich unmenschlich sein, davonzusegeln, ohne uns geholfen zu haben? Nein! Das ist unmöglich! Nein, er hat uns nicht gesehen!

»Macht Feuer! Laßt Rauch aufsteigen!« ruft Robert Kurtis. »Verbrennt die Planken des Floßes! Freunde!

Meine Freunde! Das ist ja die letzte Möglichkeit, uns bemerkbar zu machen!«

Im Vorderteil werden einige Bretter zu einem Scheiterhaufen zusammengetragen. Nicht ohne Mühe setzen wir diese, da sie zu naß sind, in Brand, aber sie geben deshalb auch einen um so dichteren und weiterhin sichtbaren Rauch. Bald wirbelt eine schwarze Säule gerade empor. Wenn es jetzt Nacht wäre oder doch vor dem Verschwinden der Brigg dunkel würde, müßten die Flammen trotz der Entfernung bis zu jener hin erkenn-bar sein!

Doch – die Stunden verrinnen, das Feuer erlischt...!

Um in solchen Augenblicken sich mit frommer Ergebenheit dem göttlichen Willen zu unterwerfen, muß man mehr Macht über sich haben, als ich besitze. Nein!

Jetzt schwindet mein Vertrauen auf Gott, der unsere Folterqualen durch solche aufblitzende Hoffnungsstrahlen noch erhöht, und ich lästere ihn, wie ihn der Hochbootsmann gelästert hat!... Da legt sich eine schwache Hand ganz leise auf meine Schulter, und Miss Herbey zeigt nach dem Himmel!

Doch ich ertrage es nicht länger! Ich mag nichts mehr sehen und vergrabe mich seufzend unter unserer Segeldecke...

Inzwischen hat das Fahrzeug andere Halsen beigesetzt, dann entfernt es sich langsam nach Osten, und 3 Stunden später vermochten auch die schärfsten Seemannsaugen kein Stückchen Leinwand mehr am Horizont zu erblicken!

15. Januar. – Nach diesem letzten Schlag, der uns getroffen, haben wir nichts mehr vor uns, als den Tod.

Ob er schneller oder langsamer herankommen mag, er kommt doch gewiß.

Heute sind im Westen einige Wolken aufgestiegen, wobei sich dann und wann ein kurzer Windstoß fühlbar machte. Auch die Temperatur ist erträglicher, und trotz unserer äußersten Erschlaffung empfinden wir diese wohltuende Änderung. Meine Kehle saugt eine weniger trockene Luft ein, aber seit dem Fischzug des Hochbootsmanns, d.h. seit 7 Tagen, haben wir nichts gegessen. Auf dem Floß ist nichts mehr vorhanden, und gestern habe ich André Letourneur das letzte von seinem Vater ersparte Stück Schiffszwieback zugestellt, das jener mir unter Tränen übergab.

Seit gestern hat sich auch der Neger Jynxtrop seiner Fesseln zu entledigen gewußt, doch hat ihn Robert Kurtis deshalb nicht von neuem binden lassen. Wozu auch?

Dieser Elende und alle seine Mitschuldigen sind durch das lange Fasten ganz von Kräften gekommen. Was wären sie jetzt noch zu unternehmen imstande?

Heute zeigen sich mehrere große Haie, deren schwarze Flossen wir das Wasser mit großer Schnelligkeit durch-schneiden sehen. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß sie die lebendigen Särge darstellen, die unsere erbärmlichen Überreste aufzunehmen bestimmt sind. Sie erschrecken mich keineswegs, nein, sie haben etwas Anheimelndes. Sie kommen bis dicht an den Rand des Floßes heran, und Flaypols Arm, der darüber hinaushing, wäre beinahe von einem jener Ungeheuer weggeschnappt worden.

Der Hochbootsmann betrachtet mit starren, hohlen Augen und zusammengebissenen, hinter den erhobenen Lippen herausleuchtenden Zähnen diese Haifische unter einem wesentlich anderen Gesichtspunkt als ich. Er will sie verzehren, doch nicht von ihnen verzehrt werden. Wenn er einen von ihnen zu fangen imstande wäre, er würde sich nicht vor seinem zähen Fleisch scheuen.

Wir anderen auch nicht.

Der Bootsmann will den Versuch machen; da er aber keinen geeigneten Haken besitzt, an den ein Seil zu befestigen wäre, so muß er einen solchen herzustellen suchen. Robert Kurtis und Daoulas haben ihn verstanden und halten Rat, während sie durch Auswerfen von Holzstücken und Seilenden bemüht sind, die Quermäuler in der Nähe des Floßes aufzuhalten.

Daoulas holt sein Zimmermannsbeil, das er als Angel zu benutzen gedenkt und dessen scharfe Schneide oder die derselben entgegengesetzte Spitze sich wohl in der Kinnlade eines Hais festsetzen könnten, wenn einer darauf anbeißt. Der hölzerne Stiel des Beils wird also an ein Greling (d.i. die kleinste Art Kabeltaue) befestigt und dieses an einen Tragbalken der Plattform gebunden.

Diese Vorbereitungen reizen unser Verlangen aufs äußerste, und zitternd vor Ungeduld suchen wir die Aufmerksamkeit der Haie auf jede mögliche Weise rege zu halten, um sie nicht wegschwimmen zu lassen.

Der Haken ist bereitet, aber wieder fehlt es an einem Köder, und der Hochbootsmann, der vor sich hin-murmelnd da- und dorthin läuft und das ganze Floß durchsucht, hat das Aussehen, als forsche er nach einem Leichnam unter uns...!

Man muß endlich nochmals zu der schon früher versuchten Aushilfe greifen, das Eisen des Beils mit einem Stück roten Stoffs zu umwickeln, den wiederum Miss Herbeys Shawltuch liefert.

Der Hochbootsmann will aber nichts ohne die sorgsamsten Vorsichtsmaßnahmen für ein glückliches Gelingen unternehmen. Ist der Haken auch haltbar genug befestigt? Wird die Leine, die diese Angel mit dem Floß verbindet, nicht reißen? Wird der Tragbaum das Zerren eines gefangenen Hais aushalten? Der Hochbootsmann informiert sich erst über all diese jetzt sehr wichtigen Punkte und läßt erst dann sein Angelgerät ins Wasser gleiten.

Das Meer ist so klar und durchsichtig, daß man in einer Tiefe von 100 Fuß noch jeden Gegenstand zu unterscheiden vermag. Ich folge dem hinabsinkenden Haifischhaken, dessen rote Umhüllung sich leuchtend vom Wasser abhebt, bequem mit den Augen.

Passagiere und Matrosen, alle lehnen wir über die Schanzkleidung geneigt und beobachten das tiefste Schweigen. Es scheint aber, als ob die Haie, seitdem

ihnen dieser sonderbare Köder zugeworfen wurde, nach und nach verschwänden. Doch können sie unmöglich weit entfernt sein und würden gewiß jede ihnen er-reichbare Beute schnell verschlingen.

Plötzlich gibt der Hochbootsmann mit der Hand ein Zeichen und weist auf eine ungeheure Masse, die auf das Floß zu gleitet und fast die Oberfläche des Wassers streift. Es ist ein wohl 12 Fuß langer Hai, der die Tiefe verlassen hat und in gerader Linie auf uns zu-schwimmt.

Sobald das Tier nur noch 4 Faden vom Floß entfernt ist, zieht der Hochbootsmann vorsichtig seine Leine an, um den Haken jenem zu Gesicht zu bringen, und teilt dem roten Packen eine leichte Bewegung mit, die ihm das Aussehen eines lebenden Körpers verleiht.

Ich fühle das heftige Klopfen meines Herzens, als wohne meine ganze Lebenskraft nur in diesem Organ!

Indessen nähert sich der Hai; seine gierigen, großen Augen leuchten fast auf der Oberfläche des Meeres und seine halbgeöffneten Kiefern zeigen die furchtbare Reihe seiner spitzen Zähne.

Da erhebt sich ein Schrei...! Der Haifisch hält an und verschwindet in der Tiefe des Wassers.

Wer von uns hat diesen Schrei, wenn auch unwillkürlich, ausgestoßen?

Sofort erhebt sich der Hochbootsmann bleich vor Zorn.

»Den ersten, der ein Wort spricht, schlage ich nieder«, sagt er.

Dann geht er wieder an seine Arbeit.

Alles in allem hat er wohl recht, der Hochbootsmann.

Der Haifischhaken wird wieder hinabgelassen, doch während einer halben Stunde erscheint kein solcher Seeräuber wieder, so daß man den Apparat bis auf 20 Faden Tiefe hinabgehen läßt. Doch kommt es mir vor, als wenn die tieferen Wasserschichten etwas getrübt wären, woraus man wohl auf die Anwesenheit jener Quermäuler schließen könnte.

Wirklich bemerkt man an der Leine plötzlich ein so heftiges Rucken, daß sie

den Händen des Hochbootsmanns entgleitet; da sie aber an den einen Tragbalken des Floßes sicher befestigt ist, hat sie deshalb nicht verlorengehen können.

Ein Haifisch hat angebissen und sich gleichsam selbst harpuniert.

»Zu Hilfe, Jungs, zu Hilfe!« ruft der Seemann.

Sofort ergreifen alle, Passagiere und Matrosen, die Angelleine. Die Hoffnung leiht uns neue Kräfte, doch kaum wollen diese ausreichen, denn das Tier wehrt sich furchtbar. Wir ziehen ganz gleichzeitig an, und nach und nach kommen die oberen Wasserschichten von dem heftigen Peitschen des Schwanzes und der großen Brustflossen des Ungeheuers in Aufruhr. Ich beuge mich hinaus und sehe den enormen Körper, der sich in-mitten blutig gefärbter Wellen windet.

»Tapfer! Fest daran!« ruft der Hochbootsmann.

Endlich taucht der Kopf des Tieres auf. Unser Haken ist ihm durch den geöffneten Rachen bis in den Schlund eingedrungen und hat sich dort so festgesetzt, daß ihn keine Zuckung und kein Stoß wieder herauszureißen vermag. Daoulas ergreift schon eine Axt, um das Tier, wenn es nah genug heran sein wird, zu erschlagen.

Da läßt sich ein kurzes, eigentümliches Geräusch vernehmen. Der Haifisch hat seine mächtigen Kiefern geschlossen, den langen Stiel des Beils glatt durchgebissen, und schnell entweicht er in die grünliche Tiefe.



Ein allgemeiner Aufschrei der schmerzlichen Enttäuschung entringt sich uns!

Der Hochbootsmann, Robert Kurtis und Daoulas versuchen auch noch weiter, obgleich sie nun keinen Haken und kein irgend brauchbares Ersatzmittel da-für mehr haben, einen jener Haie zu fangen. Sie werfen Taue mit Schlingen ins Wasser, doch diese Lassos gleiten auf der schlüpfrigen Haut jener Quermäuler ab. Der Hochbootsmann geht sogar so weit, sie dadurch heranzulocken, daß er ein Bein hinter dem Floß ins Wasser hält, selbst auf die Gefahr hin, durch den Biß eines der Ungeheuer amputiert zu werden...

Endlich gibt man diese fruchtlosen Versuche auf, und jeder schleppt sich auf seinen gewohnten Platz zurück, in Erwartung des Todes, den jetzt nichts mehr abzuwenden imstande ist.

Ich bin aber Robert Kurtis gerade nah genug, um es zu verstehen, wie der Hochbootsmann ihn leise fragt:

»Kapitän, wann losen wir?«

Robert Kurtis hat zwar nicht geantwortet, aber diese Frage ist nun doch schon gestellt worden.

16. Januar. – Wir liegen alle auf den Segeln ausgestreckt, und die Mannschaft eines vorübersegelnden Schiffes würde mit Toten bedecktes Treibgut zu sehen meinen.

Ich leide furchtbar. Könnte ich bei dem jetzigen Zustand meiner Lippen, meiner Zunge, meiner Kehle überhaupt noch essen? Ich glaube es nicht, und doch werfen wir alle, meine Gefährten und ich mit, einander wilde Blicke zu.

Die Hitze ist heute bei gewitterdrohendem Himmel noch stärker. Dicke Dünste wälzen sich empor, aber ich will glauben, daß es vielleicht überall regnen kann, nur über dem Floß nicht.

Dennoch sieht jeder mit begehrlichem Blick diese Ansammlung von Wolken, und unsere Lippen lechzen nach ihnen. Auf den Knieen liegend erhebt Mr. Letourneur flehend die Hände nach dem unerbittlichen Himmel!

Ich lausche, ob irgendein fernes Rollen ein Gewitter verkündet. Es ist 11 Uhr morgens; die Dunstmassen verdecken jetzt die Sonne vollkommen, doch schon haben diese ihren elektrischen Charakter merklich eingebüßt. Offenbar wird sich kein Gewitter entladen, denn das ganze Gewölk hat eine gleichmäßige Färbung angenommen und seine am Morgen so scharfen Ränder sind in einer verbreiteten grauen Dunstmasse verschwunden und verschwommen, die jetzt nur noch einem in der Höhe schwebenden Nebel gleich zu achten ist.

Doch kann denn dieser Nebel keinen Regen gebären, und wäre es noch so wenig, wären es nur einige erquickende Tropfen!

»Da, der Regen, der Regen!« rief plötzlich Daoulas.

Und wirklich, in einer Entfernung von einer halben Meile hat der Himmel jene schrägen Striche, die man beim Regen beobachtet, und ich sehe die Tropfen von der Wasserfläche wieder in die Höhe springen. Der Wind, der sich etwas mehr erhebt, treibt sie zu uns.

Möchte diese Wolke sich doch nicht vorher erschöpfen, bevor sie über uns weggegangen ist!

Gott hat endlich einmal Mitleid mit uns; in großen Tropfen fällt der Regen, so

wie aus einer Gewitterwolke.

Doch ein solcher Platzregen ist niemals von Dauer, und wir müssen, so schnell es geht, möglichst viel davon aufzufangen suchen, denn schon färbt ein hellerer Licht-schein den unteren Rand der Wolke über dem Horizont.

Robert Kurtis hat die halbzerbrochene Tonne so auf-stellen lassen, daß sie möglichst viel Wasser aufnehmen kann, und ringsum spannt man die Segel in der Art auf, daß sie die größten Oberflächen bieten.

Wir liegen auf dem Rücken mit offenem Mund. Das Wasser benetzt mein Gesicht, meine Lippen, und ich fühle, daß es in meine Kehle dringt! Oh, unaussprechliche Freude! Das ist neues Leben, das in mich einzieht!

Die Schleimhäute meiner Kehle werden bei dieser Benetzung wieder schlüpfrig, und ich atme die belebende Flüssigkeit fast noch mehr ein, als ich sie trinke.



20 Minuten lang hat der Regen angedauert, dann löst sich die halberschöpfte Wolke in der Atmosphäre auf.

Wir haben uns gebessert wieder erhoben, ja »gebessert«. Man drückt sich die Hände, man spricht wieder!

Es scheint, als ob wir gerettet wären!

Gott wird uns in seiner Barmherzigkeit noch andere Wolken senden, die uns noch mehr Wasser bringen werden, Wasser, das wir so lange entbehrt haben!

Und auch das Wasser, das nur auf das Floß gefallen ist, wird ja nicht verdorben sein, denn die Tonne und die Leinwand haben es aufgefangen.

Aber es muß sorgsam aufbewahrt und darf nur tropfenweise verteilt werden.

In der Tat, die Tonne enthält jetzt 2 bis 3 Pinten Wasser, und wenn wir das noch ausdrücken, was die Segel eingesogen haben, dann vermögen wir unseren Vorrat noch bis zu einer gewissen Grenze zu vermehren.

Die Matrosen wollen eben zu jener Operation schreiten, als Robert Kurtis sie durch einen Wink daran hindert.

»Einen Augenblick!« ruft er. »Wird dieses Wasser auch trinkbar sein?«

Ich sehe ihn staunend an. Warum soll dieses Wasser, das doch nur vom Regen herstammt, nicht trinkbar sein?

Indessen drückt der Kapitän ein wenig von dem aufgesaugten Wasser einer Segelfalte in die Weißblechtasse, kostet es, und zu meiner größten Verwunderung wirft er sie von sich.

Ich koste nun auch selbst. Das Wasser ist fast noch salzhaltiger als das Meerwasser selbst!

Das kommt daher, daß die so lange Zeit dem Einfluß der Wellen ausgesetzten Segel sich mit Salz imprägniert und dem aufgefangenen Wasser einen sehr hohen Gehalt davon mitgeteilt haben. Das ist freilich ein nicht wieder gut zu machendes Unglück! Doch sei es! Wir haben ja wieder Vertrauen und in dem Faß sind noch einige Pinten Wasser übrig! Dazu ist ja einmal Regen gekommen – er wird auch wiederkehren!

17. Januar. – Wenn unser Durst für einen Augenblick gestillt wurde, so erwachte als ganz natürliche Folge davon unser Hunger desto wütender. Gibt es denn kein Mittel, sich ohne Haken oder Köder eines dieser Haie zu bemächtigen, die sich rings um das Floß tummeln?

Nein, man müßte sich denn selbst ins Meer stürzen, um mit dem Messer eines dieser Ungeheuer in seinem eigenen Element anzugreifen, so wie es die Indianer der Perlenfischereien tun. Robert Kurtis hat daran gedacht, dieses Abenteuer zu bestehen. Wir halten ihn zurück.

Die Haifische sind zu zahlreich, und es hieße sich ohne irgendeinen Nutzen nur einem sicheren Tod weihen.

Ich mache die Bemerkung, daß, wenn der Durst hin-weggetäuscht werden kann, etwa durch Eintauchen ins Wasser oder durch Kauen irgendeines Gegenstands, es sich mit dem Hunger nicht ebenso verhält, und daß nichts imstande ist, die eigentlichen Nahrungsmittel zu ersetzen. Außerdem kann das Wasser Schiffbrüchigen stets durch ein natürliches Ereignis beschert werden, z.B. durch den Regen. Wenn man also niemals zu verzweifeln braucht, vor Durst zu sterben, so kann man doch viel leichter durch Hunger wirklich umkommen.

Wir sind nun schon an diesem Punkt angelangt, und einige meiner Gefährten sehen sich gegenseitig mit wahrhaft gierigen Augen an. Man vergegenwärtige sich, auf welchem Abhang unsere Gedanken weiter gleiten und bis zu welchem Grad der Wildheit die durch ein einziges Verlangen gereizten Unglücklichen herabkommen können!

Seitdem die Gewitterwolken, die uns einen halbstündigen Regen beschert, vorüber sind, ist auch der Himmel wieder klar geworden. Einen Augenblick frischte der Wind auf, aber jetzt hat er sich wieder ganz gelegt, und das Segel schlottert am Mast. Übrigens sehnen wir ihn uns gar nicht mehr als bewegende Kraft herbei. Wo befindet sich das Floß? Nach welchem Punkt des Atlantischen Ozeans haben die Strömungen es wohl getrieben? Niemand vermag es zu sagen, noch zu bestimmen, ob wir den Wind jetzt lieber aus Osten, oder aus Norden oder Süden wehen sähen! Wir verlangen nur eines von ihm, daß er unsere Brust erfrische, daß er der trockenen Luft, die uns verzehrt, ein wenig Wasserdunst bei-mische, daß er die unausstehliche Hitze mäßige, welche die feurige Sonne

vom Zenit herabgießt.

Der Abend ist gekommen, und bis Mitternacht, d.h. bis zu der Stunde, da der Mond aufgeht, der in sein letztes Viertel tritt, wird es dunkel sein. Die etwas verschleierten Sternbilder flimmern nicht mit dem hellen Licht der kalten Nächte.

Eine Beute eines wahrhaften Deliriums und unter der Qual des fürchterlichsten Hungers, der sich immer mit Anbruch des Tages zu verdoppeln scheint, strecke ich mich auf einen Haufen Segel, die am Steuerbord liegen, und neige mich über das Wasser, um seine Frische einzuatmen.

Wie viele meiner Gefährten, die an ihrem gewohnten Platz liegen, mögen wohl im Schlummer ein Vergessen ihrer Leiden finden? Vielleicht keiner! Was mich betrifft, so ist mir der Kopf wüst und leer und von ängstlichem Alpdrücken belastet.

Inzwischen bin ich einer krankhaften Betäubung, die weder Wachen noch Schlaf zu nennen ist, verfallen, und es ist mir unmöglich, anzugeben, wie lange ich mich in diesem Zustand der Prostration befunden hatte, als ich plötzlich durch ein eigentümliches Geräusch wieder zu mir kam.

Ich glaubte zu träumen, denn meine Nase traf ein an Bord ganz unbekannter Duft, den der Wind mir dann und wann zuwehte. Meine Nasenlöcher erweiterten sich... »Was bedeutet dieser Geruch!« bin ich schon versucht auszurufen... eine Art Instinkt hält mich davon zurück, und ich suche, so wie man in seinem Gedächtnis einem vergessenen Wort oder Namen nachzuspüren pflegt.

Einige Augenblicke vergehen so. Die Intensität jener Ausdünstung, die stärker zu werden scheint, läßt mich sie gieriger aufsaugen.

»Das ist ja aber«, sage ich mir plötzlich, wie ein Mensch, der sich besonnen hat, »das ist ja der Geruch von geräuchertem Fleisch.«

Noch einmal suche ich mich zu versichern, daß meine Sinne mich nicht getäuscht haben, und doch, auf diesem Floß...

Ich erhebe mich auf die Knie, ich rieche von neuem, ich, man verzeihe mir den Ausdruck – ich durch-schnüffle diese Luft ringsum; und noch einmal trifft jener

Geruch meine Nase. Also befinde ich mich unter dem Wind von jenem lieblich duftenden Gegenstand, und folglich ist er auf dem Vorderteil des Floßes zu suchen.

So schleiche ich denn, kriechend wie ein Tier, von meinem Platz und stöbere überall, nicht mit den Augen, aber mit der Nase umher, gleite unter den Segelstücken hin, in und durch das Untergestell, immer mit der Vorsicht einer Katze, um die Aufmerksamkeit meiner Gefährten nicht zu erregen.

Einige Minuten lang krieche ich so in alle Winkel, vom Geruch wie ein Spürhund geführt. Bald verliere ich die Spur, entweder wenn ich mich zu weit von ihr entfernte, oder der Wind sich vollkommen legte, und bald trifft mich die Ausdünstung mit erneuter Stärke.

Endlich bin ich imstande, die Spur festzuhalten, ihr zu folgen, und ich fühle es gleichsam, daß ich jetzt auf den Gegenstand meiner Nachforschung direkt zugehe!

Da erreiche ich im Vorderteil die Ecke am Steuerbord und erkenne jetzt deutlich, daß jener Geruch von einem Stück geräucherten Speck herrührt. Nein, ich täusche mich nicht; es ist mir, als ob alle Nervenpapillen meiner Zunge vor Verlangen sich strotzend erhöben!

Jetzt schlüpfe ich unter einen dicken Haufen Segelwerk. Niemand sieht mich, niemand hört mich. Ich gleite auf den Knien, auf den Ellenbogen hin. Ich strecke den Arm aus, und meine Hand erfaßt einen in Papier gewickelten Gegenstand. Schnell hole ich ihn hervor und sehe ihn beim Schein des Mondes, der gerade jetzt über den Horizont emporsteigt, näher an.

Es ist keine Illusion! Ich halte ein Stück Speck in der Hand, kaum ein Viertelpfund, doch das vermag für einen ganzen Tag meine Qualen zu stillen, und schnell führe ich es zum Mund.



Da hält eine andere Hand meine zurück. Ich drehe mich um, kaum kann ich mich eines Murrens enthalten, und erkenne den Steward Hobbart.

Jetzt wird mir alles klar; das eigentümliche Benehmen Hobbarts, seine relativ gute Gesundheit, seine er-heuchelten Klagen. Bei Gelegenheit des Schiffbruchs hat er einigen Mundvorrat zu bergen gewußt, den er in einem Versteck unterbrachte, und er hat sich genährt, während wir anderen vor Hunger sterben wollten! Oh, der Schurke!

Doch nein! Hobbart hat vielleicht ganz klug gehandelt. Ich finde, daß er ein sehr vorsichtiger Mann ist, und wenn er ohne Wissen der Übrigen etwas an Nahrungsmitteln aufbewahrt hat, so ist das desto besser für ihn... und für mich.

Hobbart ist aber dieser Meinung nicht. Er ergreift meine Hand und sucht mir das Stück Speck wieder zu entreißen, doch ohne ein Wort zu sprechen, da er die Aufmerksamkeit der andern zu erregen fürchtet.

Wir kämpfen schweigend, denn ich habe ja dieselbe Ursache, still zu sein. Ich will natürlich nicht, daß noch andere dazukommen, mir meine Beute abzujagen, und wehre Hobbart mit allen Kräften ab; da höre ich ihn die Worte zwischen den Zähnen murmeln: »Mein letztes Stückchen! Mein letzter Bissen!«

Sein letzter Bissen! Aber er muß um jeden Preis mein werden, und ich packe meinen Gegner an der Gurgel, der unter meinen Händen nach Luft schnappt und bewegungslos zusammensinkt – die Beute ist mein!

Und während ich Hobbart noch immer niederhalte, zermalme ich den Speck zwischen den Zähnen...

Dann lasse ich den Unglücklichen los, krieche wieder fort und nehme meinen Platz am Heck wieder ein.

Niemand hat mich bemerkt. Ich habe einmal gegessen!

18. Januar. – Ich erwarte den Tag mit einer ganz eigentümlichen Angst! Was wird Hobbart sagen? Mir scheint, er habe ein Recht dazu, mich zu denunzieren!

Doch nein! Das ist absurd. Wenn ich das Vorgefallene erzählen wollte, wenn ich sagte, wie gut Hobbart lebte, während uns der Hungertod angrinste, wie er sich so lange Tage ohne unser Wissen genährt hat, seine Gefährten würden ihn ohne Erbarmen zerfleischen.

Und doch... ich wünschte, es wäre erst heller Tag.

Augenblicklich ist mein hungriger Magen befriedigt worden, obgleich das Stückchen Speck nur klein, nur »ein Bissen«, der letzte war, wie der Unglückliche sagte. Indessen, ich leide jetzt nicht mehr, und doch, ich gestehe es offen, mache ich mir fast Vorwürfe, den erbärmlichen Rest nicht mit meinen Unglücksgefährten geteilt zu haben. Ich hätte an Miss Herbey, an André, an seinen Vater denken sollen... und ich habe nur an mich gedacht!

Der Mond steigt langsam nieder, und bald folgt ihm das erste Morgenlicht. Schnell wird es Tag werden, denn wir befinden uns unter jenen niedrigen Breiten, die weder Morgen- noch Abenddämmerung kennen.

Ich habe kein Auge zutun können; sobald es einigermaßen hell wird, scheint es mir, als schwanke eine unförmliche Masse in halber Höhe am Mast.

Was mag das sein? Noch vermag ich es nicht zu erkennen und bleibe ausgestreckt auf meinem Segelbündel. Doch endlich streifen die ersten Sonnenstrahlen über das Meer, und bald sehe ich einen Körper, der an einem Strick hängt und den Bewegungen des Floßes folgt.

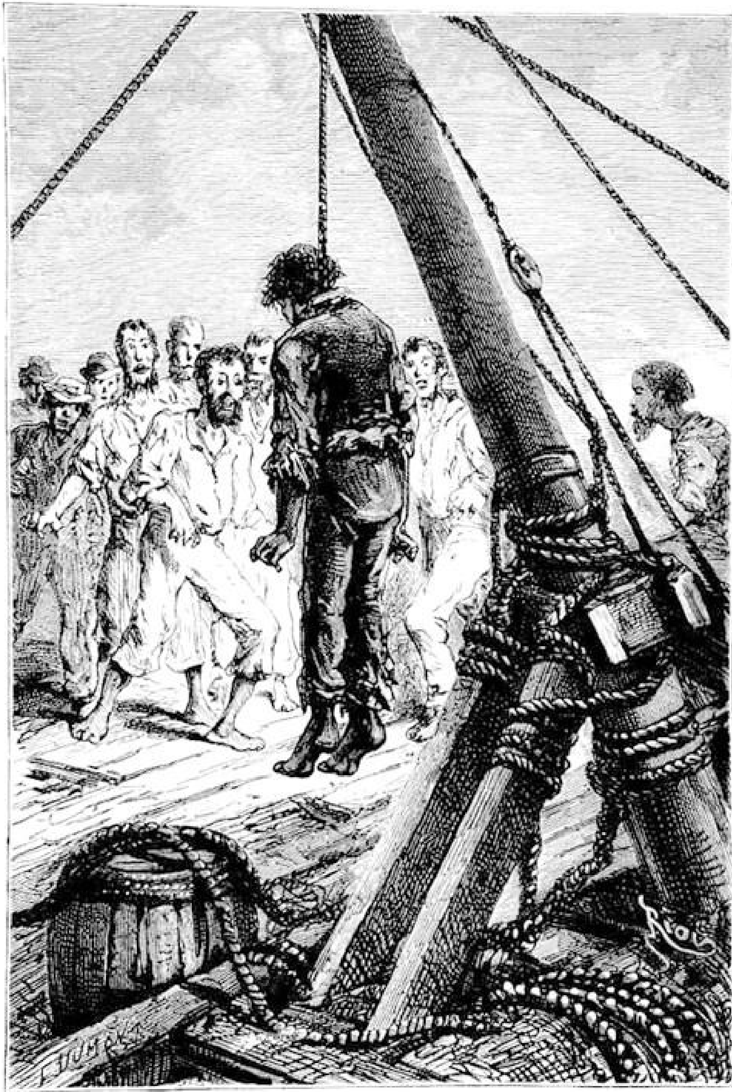
Eine schreckliche Ahnung überschleicht mich fröstelnd und ich nähere mich dem Mast...

Es ist ein Erhängter; und dieser Erhängte ist – der Steward Hobbart, dieser Unglückliche, und ich, ja ich, habe ihn zum Selbstmord getrieben!

Ich stoße einen Schreckensschrei aus. Meine Gefährten erheben sich, sehen einen Körper und stürzen auf ihn zu. Ob noch ein Fünkchen Leben in ihm schlummere, danach fragt niemand...! Übrigens, Hobbart ist wirklich tot und

sein Körper schon erkaltet.

Im Nu wird der Strick zerschnitten. Der Hochbootsmann, Daoulas, Jynxtrop, Falsten, noch andere sind bei der Hand, fallen über den Leichnam her...



Nein! Ich habe nichts gesehen! Ich habe nichts sehen wollen – ich nehme nicht teil an dieser entsetzlichen Mahlzeit! Weder Miss Herbey, noch André Letourneur oder sein Vater haben eine Erleichterung ihrer Leiden mit diesem Preis bezahlen wollen!

Robert Kurtis? – Das weiß ich nicht... ich habe nicht gewagt, ihn danach zu fragen.

Die anderen aber... oh, der Mensch verwandelt sich so leicht in ein Raubtier... es ist schrecklich!

Die Herren Letourneur, Miss Herbey und ich, wir haben uns unter das Zelt verkrochen, um nichts mit ansehen zu müssen! Es war schon mehr als zuviel, was wir hörten!

André Letourneur wollte sich auf die Kannibalen stürzen und ihnen die grauenvollen Überreste entreißen, so daß ich Not hatte, ihn davon zurückzuhalten.

Und übrigens, es war ja ihr Recht, das Recht der Unglücklichen! Hobbart ist ja tot; sie haben ihn nicht ermordet! Und wie eines Tages der Hochbootsmann sagte: »Es ist besser, von einem Toten zu essen, als von einem Lebendigen«!

Wer weiß aber, ob dieser Auftritt nicht die Einleitung zu noch schrecklicheren sein wird, die das Floß mit Blut besudeln könnten!

Ich teile André Letourneur meine Gedanken mit, aber ich vermochte das Entsetzen nicht zu unterdrücken, das bei ihm seinen Höhepunkt erreicht und alle seine Qualen verstummen läßt.

Aber man bedenke, wir sterben vor Hunger, und acht unserer Gefährten können nun diesem grausamen Tod vielleicht entgehen!

Hobbart war, Dank seinen versteckten Vorräten, der Wohlgenährteste von uns. Keine organische Krankheit hat sein Körpergewebe verändert, in voller Gesundheit ist er durch einen Gewaltstreich aus dem Leben geschieden...!

Doch zu welcher entsetzlichen Schlußfolgerung läßt sich mein Geist hinreißen? Wohin gerate ich? Flößen mir jene Kannibalen jetzt mehr Vergnügen oder mehr Abscheu ein?

In diesem Augenblick erhebt einer davon seine Stimme. Es ist Daoulas, der Zimmermann.

Er spricht davon, Meerwasser zu verdampfen, um Salz zu gewinnen.

»Und das Übrigbleibende salzen wir ein«, sagt er.

»Ja«, antwortet der Hochbootsmann.

Dann wird es still. Der Vorschlag des Zimmermanns ist ohne Zweifel angenommen worden, denn ich höre nichts mehr. Tiefes Schweigen herrscht wieder an Bord des Floßes, und ich schließe daraus, daß meine Gefährten schlafen.

Sie haben jetzt keinen Hunger mehr.

19. Januar. – Während dieses Tages derselbe Himmel, dieselbe Temperatur, und auch die Nacht kommt heran, ohne eine Änderung in diesem Zustand herbeizuführen. Nicht einige Stunden habe ich schlafen können.

Gegen Morgen höre ich Zornesrufe an Bord.

Die Herren Letourneur und Miss Herbey, die sich mit mir unter demselben Zeltdach aufhalten, erheben sich. Ich schlage die Leinwand zurück und sehe nach, was vorgeht.

Der Hochbootsmann, Daoulas und die anderen Matrosen sind in furchtbarer Aufregung. Robert Kurtis, der im Heck sitzt, springt auf und sucht jene, nachdem er sich nach der Ursache ihres Zorns erkundigt hat, zu beruhigen.

»Nein! Nein! Wir müssen wissen, wer uns das angetan hat«, ruft Daoulas und schleudert wilde Blicke um sich herum.

»Ja«, fällt der Hochbootsmann ein, »es ist ein Dieb hier, da unsere Überbleibsel verschwunden sind.«

»Ich war es nicht!« – »Ich auch nicht!« antworten die Matrosen einer nach dem andern.

Ich sehe die Unglücklichen alle Ecken durchsuchen, die Segel aufheben, die Planken der Plattform verschieben. Ihre Wut wächst nur, je länger sie vergeblich suchen.

Der Hochbootsmann kommt auf mich zu.

»Sie müssen den Dieb kennen«, sagt er.

»Den Dieb von was? Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, habe ich ihm geantwortet.

Daoulas und einige andere Matrosen nähern sich.

»Wir haben das ganze Floß durchwühlt«, sagt Daoulas, »jetzt ist nur noch dieses Zelt zu untersuchen...«

»Niemand von uns hat dieses Zelt verlassen, Daoulas.«

»Wir müssen nachsehen.«

»Nein, laßt die in Ruhe, die nah dran sind, vor Hunger zu sterben!«

»Mr. Kazallon«, sagt der Hochbootsmann in ruhigem Ton zu mir, »wir beschuldigen Sie nicht... wenn einer von Ihnen sich seinen Teil genommen hätte, den er gestern verschmähte, so wäre das ja sein Recht. Aber alles ist abhanden gekommen, alles, Sie verstehen mich!«

»Untersuchen wir das Zelt!« ruft Sandon.

Die Matrosen dringen vor, und ich vermag den Unglücklichen, die der Zorn verblendet, nicht zu wehren.

Eine schreckliche Furcht erfaßt mich... sollte Mr. Letourneur nicht für sich, doch für seinen Sohn das vielleicht getan haben...? Wenn es der Fall ist, werden diese Furien ihn zerreißen.

Ich sehe Robert Kurtis an, wie um von ihm Schutz zu erbitten, und der Kapitän stellt sich auf meine Seite. Er hält beide Hände in den Taschen, doch vermute ich, daß er darin eine Waffe habe.

Inzwischen haben Miss Herbey und die Herren Letourneur auf Anordnung des Hochbootsmanns das Zelt verlassen müssen, das man bis in die geheimsten Winkel durchsucht – doch zum Glück vergebens.

Offenbar sind die Reste Hobbarts, da man sie nirgends findet, ins Meer geworfen worden.

Der Hochbootsmann, der Zimmermann und die Matrosen überlassen sich der wütendsten Verzweiflung.

Doch wer hat das getan? Ich sehe Miss Herbey an, Mr. Letourneur, und ihre Blicke antworten mir, daß sie es nicht sind.

Meine Augen schweifen zu André, der einen Moment den Kopf wegwendet.

Der unglückliche junge Mann! Sollte er es gewesen sein? Und wenn dem so ist, hat er sich die Folgen seiner Tat vergegenwärtigt?

20. bis 22. Januar. – Während der folgenden Tage haben diejenigen, die an der schauderhaften Mahlzeit am 18. Januar teilnahmen, nur wenig gelitten, da sie ihren Hunger und Durst gestillt hatten.

Doch was Miss Herbey, André Letourneur, sein Vater und ich leiden, kann das eine Feder schildern? Sind wir nicht zu bedauern, daß jene Reste verschwunden sind, und wenn einer von uns stirbt, werden wir dann auch noch zu widerstehen vermögen...?

Der Hochbootsmann, Daoulas und die anderen haben nun auch wieder Hunger bekommen und sehen uns mit verwirrten Blicken an. Betrachten sie uns als sichere Beute?

In der Tat, worunter wir am meisten leiden, das ist nicht der Hunger, sondern der Durst. Gewiß, hätten wir zwischen einigen Tropfen Wasser und einem Stück Zwieback zu wählen, wir würden nicht im Zweifel sein.

Von Schiffbrüchigen in denselben Verhältnissen wie wir ist das wiederholt ausgesprochen worden und verhält sich auch wirklich so. Man leidet unter dem Durst noch empfindlicher, als unter Hunger, und stirbt an jenem schneller.

Und, o abscheulicher Spott, rings um sich hat man das Wasser des Meeres, das dem Trinkwasser ja so ähnlich sieht! Wiederholt habe ich versucht, einige Tropfen davon zu trinken, aber es erzeugt mir einen unüberwindlichen Ekel und nur noch heftigeren Durst.

Oh, das ist zuviel! Seit 22 Tagen haben wir nun das Schiff verlassen! Wer von uns kann sich noch einer Illusion für die Zukunft hingeben? Sind wir nicht verdammt, einer nach dem andern langsam hinzusterben, und das durch eine der schrecklichsten Todesarten?

Ich fühle, wie sich mein Gehirn allmählich umnebelt. Wie ein Wahnsinn erfaßt es mich, und ich habe Mühe, mich bei Verstand zu halten. Dieser Zustand erschreckt mich! Wohin wird er mich noch führen? Werde ich stark genug sein, meine Vernunft zu bewahren...?

Ich bin wieder zu mir gekommen, nach wie viel Stunden, vermag ich nicht zu sagen. Meine Stirn fand ich mit Kompressen bedeckt, die Miss Herbey

sorgfältig mit Seewasser tränkte, doch ich fühle, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe.

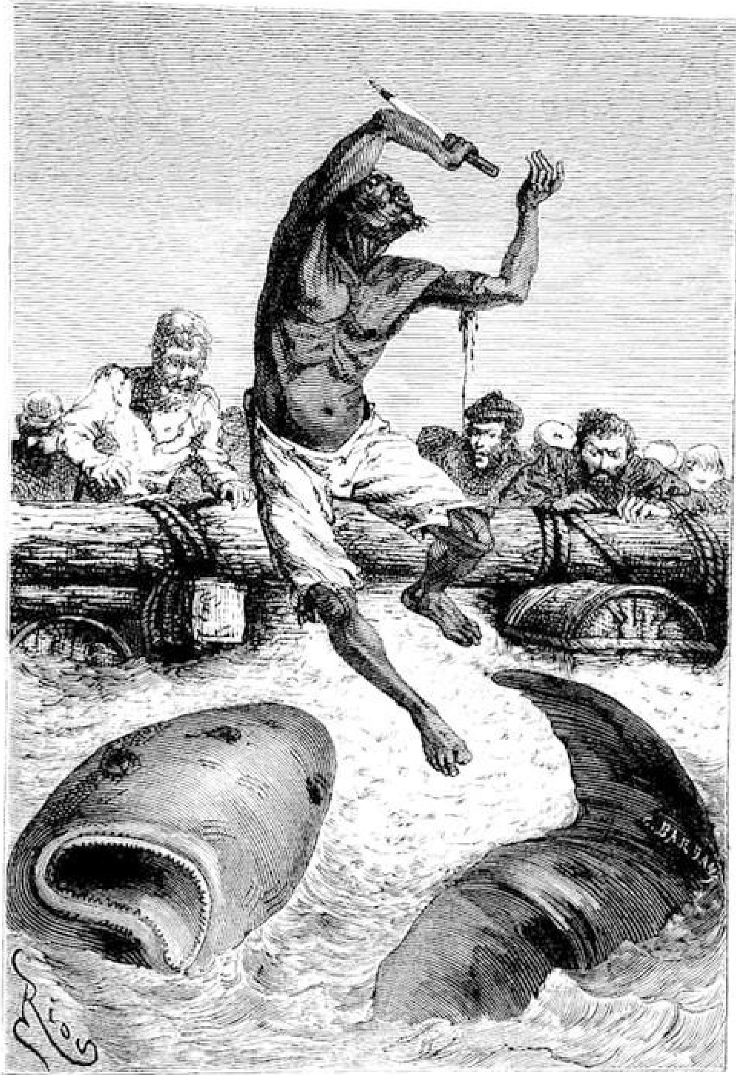
Heute, am 22., spielt eine entsetzliche Szene. Der Neger Jynxtrop, der plötzlich verrückt geworden ist, läuft heulend auf dem Floß umher. Robert Kurtis versucht ihn aufzuhalten, doch vergeblich. Er wirft sich auf uns, um uns zu zerfleischen, so daß wir Mühe haben, uns gegen die Angriffe dieses wilden Tieres zu wehren. Jynxtrop hat einen Hebebaum ergriffen, und wir können seinen Schlägen nur schwer ausweichen.

Plötzlich wendet er sich, als flackere der Wahnsinn aufs neue auf, gegen sich selbst und zerreißt sich mit den eigenen Zähnen, zerkratzt sich mit den Nägeln und spritzt uns sein Blut ins Gesicht mit dem Ruf:

»Da trinkt! Trinkt doch!«

Dann stürzt er sich über die Brüstung, und ich höre seinen Körper ins Meer fallen.

Der Hochbootsmann, Falsten und Daoulas eilen nach vorn, um den Körper womöglich zu erhaschen, aber sie sehen nur noch einen blutigen Kreis, in dessen Mitte sich die Haie herumtreiben.



22. und 23. Januar. – Nur elf sind wir noch an Bord, und mir erscheint es unmöglich, daß nicht jeden Tag ein neues Opfer hinzukäme. Das Ende des Dramas, es sei wie es will, kommt nun heran. Vor Ablauf einer Woche müssen wir entweder auf Land gestoßen oder von einem begegnenden Schiff aufgenommen worden sein, oder aber der letzte Überlebende der ›Chancellor‹ hat aufgehört, zu atmen.

Am 23. hat sich das Aussehen des Himmels auffallend verändert und die Brise ist merklich stärker geworden. Der Wind ging im Lauf der Nacht nach Nordosten.

Das Segel des Floßes hat sich wieder aufgebläht, und ein langes Kielwasser beweist uns, daß wir nicht unerheblich vorwärts treiben. Der Kapitän schätzt unsere Bewegung auf 3 Meilen in der Stunde.

Robert Kurtis und Ingenieur Falsten geht es offenbar noch am besten unter uns, und obwohl auch sie im höchsten Grad abgemagert erscheinen, ertragen sie doch alle Entbehrungen mit erstaunlicher Ausdauer. Wie sehr die arme Miss Herbey angegriffen ist, vermag ich gar nicht zu schildern. Sie ist nur noch ein Geist, aber ein wachsamer Geist, der ganz und gar in ihren Augen zu wohnen scheint, die ganz außerordentlich leuchten. Sie lebt mehr im Himmel, als auf der Erde!

Auch der Hochbootsmann, der sonst eine so große Energie zeigte, ist doch jetzt vollkommen erschlafft.

Man erkennt ihn nicht mehr. Sein Kopf sinkt ihm auf die Brust, seine langen, knochigen Arme hängen schlotternd herab, und spitz treten die Kniescheiben unter seinen abgenutzten Beinkleidern hervor, – so sitzt er unbeweglich in einem Winkel des Floßes und erhebt kaum seine Augen. Wie unähnlich ist er Miss Herbey, er, der nur in und mit dem Körper lebt, und dessen Bewegungslosigkeit so vollkommen ist, daß ich manchmal auf den Gedanken komme, er sei schon gestorben.

Kein Wort, keinen Seufzer mehr hört man auf dem Floß. Rings herrscht Grabesruhe. Nicht zehn Silben werden den Tag über gewechselt, und die wenigen Worte, die unsere vertrockneten und verhärteten Lippen hätten

aussprechen können, wären nicht einmal zu verstehen gewesen. Das Floß trägt nur noch blasse, blut-lose Gespenster, die nichts Menschliches mehr an sich haben!

# 51

24. Januar. – Wo sind wir? Nach welchem Teil Amerikas zu wurden wir verschlagen? Zweimal habe ich Robert Kurtis darüber gefragt, doch vermochte er mir keine bestimmte Antwort darauf zu geben. Da er jedoch die Richtung der Strömungen und der Winde immer aufgezeichnet hat, glaubt er, daß wir im ganzen weiter nach Westen, also auf Land zu, getrieben seien.

Heute zeigt die Luft gar keine Bewegung, und dennoch verrät die hohlgehende See, daß im Osten das Wasser aufgeregt worden ist. Jedenfalls wird ein Sturm über jene Teile des Atlantischen Ozeans hinweggebraust sein. Das Floß arbeitet schwer, und Robert Kurtis, Falsten und der Zimmermann setzen ihre letzten Kräfte daran, seine Teile, die sich zu lockern drohen, sicherer zu befestigen.

Warum bemühen sie sich noch damit? Möchten diese Planken doch endlich auseinanderweichen und der Ozean uns verschlingen! Es ist zu viel, ihm unser elendes Leben noch abringen zu wollen.

In Wahrheit haben unsere Qualen den höchsten Grad erreicht, den Menschen wohl zu ertragen vermögen, und unmöglich können sie noch über diesen hinausgehen!

Die Hitze ist ganz unausstehlich, der Himmel gießt geschmolzenes Blei über uns aus. Der Schweiß läuft durch unsere Lumpen, und diese Transpiration erhöht noch unseren Durst. Nein, ich kann es nicht wiedergeben, was ich empfinde. Die Worte gehen aus, wenn es gilt, übermenschliche Qualen zu schildern.

Die einzige Möglichkeit, durch die wir uns früher einige Erquickung zu verschaffen vermochten, ist uns jetzt ebenfalls abgeschnitten. Niemand kann mehr daran denken, sich zu baden, denn seit Jynxtrops Tod umringen uns die Haie in ganzen Scharen.

Heute habe ich versucht, mir etwas trinkbares Wasser zu verschaffen, indem ich Meerwasser verdunstete.

Doch trotz der größten Geduld gelang es mir kaum, ein Stück Leinenzeug anzufeuchten. Außerdem widerstand der sehr abgenutzte Siedekessel dem Feuer nicht mehr, schmolz zusammen, und ich war genötigt, die Operation einzustellen.

Der Ingenieur Falsten ist jetzt ebenfalls ganz gebrochen und wird uns höchstens um einige Tage überleben. Wenn ich die Augen einmal aufschlage, sehe ich ihn kaum mehr. Liegt er irgendwo unter Segeln, oder ist er tot? Nur der energische Kapitän Kurtis steht auf dem Vorderteil und lugt ins Weite. Wenn man sich vorstellt, daß dieser Mann... noch Hoffnung hat!

Ich selbst strecke mich auf dem Boden aus und erwarte den Tod. Je eher er kommt, desto willkommener soll er mir sein!

Wie viele Stunden mir in dieser Weise verflossen sind... ich weiß es nicht, doch ich höre ein gellendes Gelächter, einer von uns muß wahnsinnig geworden sein!

Das Lachen verdoppelt sich. Ich erhebe den Kopf gar nicht. Wozu auch? Einige unzusammenhängende Worte erreichen dennoch mein Ohr.

»Eine Wiese! Eine Wiese! Grüne Bäume! Eine Schenke unter den Bäumen! Schnell, schnell! Branntwein her! Gin! Wasser! Eine Guinee für den Tropfen!

Ich bezahl' es! Ich habe Gold, viel Gold!«

Armer Verblendeter! Für alle Reichtümer Alt-Englands könntest du jetzt keinen Tropfen Wasser erkaufen.Der Matrose Flaypol ist es, der von Delirien erfaßt ausruft:

»Land! Da ist das Land!«

Dieses Wort hätte bei uns auch Tote erweckt. Ich mache eine schmerzliche Anstrengung und erhebe mich.

Kein Land ist sichtbar. Flaypol läuft auf der Plattform umher, er lacht, singt und gibt Zeichen nach der eingebildeten Küste hin! Unleugbar sind die direkten Sinnes-tätigkeiten des Gehörs, des Gesichts und Geschmacks bei ihm gänzlich erloschen, doch ist er von einer rein zerebralen Erscheinung vollkommen erfüllt. Er spricht auch mit abwesenden Freunden. Er führt sie nach der Schenke in Cardiff, dort bietet er ihnen Gin, Whisky, Wasser an, – Wasser besonders; Wasser, das ihn trunken macht! Da geht er über all die daliegenden Körper weg, stolpert bei jedem Schritt, fällt hin und erhebt sich wieder, singt mit weinseliger Stimme und hat das Aussehen, als befände er sich im stärksten Grad der Trunkenheit.

Unter der Herrschaft seines Wahnsinns leidet er nicht, und sein Durst ist gestillt! Oh, ich möchte seine Sinnes-täuschungen auch haben!

Wird der Unglückliche ebenso enden, wie der Neger Jynxtrop, und sich zuletzt in die Fluten stürzen?

Daoulas, Falsten und der Hochbootsmann müssen das erwartet haben, denn wenn er sich umbringen sollte, wollen sie es »nicht ohne Vorteil für sich« geschehen lassen! Sie erheben sich, sie folgen ihm, sie belauern ihn, und wenn Flaypol sich ins Meer stürzte, dieses Mal würden sie ihn den Haien aus den Zähnen reißen!

Doch es sollte so nicht kommen. Im Verlauf seiner Halluzinationen ist Flaypol im letzten Stadium der Trunkenheit angelangt, so, als ob er sich durch die geistigen Getränke wirklich berauscht hätte, die er freigebig ausbot, und wie eine tote Masse stürzt er in einem Winkel zusammen, um einem bleiernen Schlaf zu verfallen.

25. Januar. – Die Nacht vom 24. zum 25. war dunstig, ich weiß nicht aus welchem Grund eine der schwülsten, und der Nebel wahrhaft erstickend. Man sollte meinen, daß ein Funke reichen müßte, die Luft wie einen explosiven Körper zu entzünden und den ganzen Weltraum in Brand zu setzen. Das Floß bewegt sich nicht nur nicht fort, sondern unterliegt sogar überhaupt keinerlei Bewegung, so daß ich mich manchmal frage, ob es denn noch schwimme.

Während dieser Nacht versuchte ich zu zählen, wie viel wir noch sind. Es scheint mir, als ob wir noch elf Personen wären, aber ich habe Mühe, die nötigen Gedanken zu dieser Zählung zu sammeln. Einmal finde ich zehn, das andere Mal zwölf. Wir müssen wohl elf sein, da der Neger Jynxtrop umgekommen ist. Morgen können es nur noch zehn sein, denn bis dahin bin ich gestorben.

Ich fühle es recht deutlich, daß ich mich dem Ende meiner Qualen nähere, denn mein ganzes vergangenes Leben zieht durch meine Erinnerung, und es ist mir vergönnt, mein Vaterland, meine Freunde, meine Familie zum letzten Mal im Traum zu sehen!

Gegen Morgen bin ich erwacht, wenn man die krankhafte Betäubung, in der ich lag, noch Schlaf nennen darf.

Gott verzeihe mir, doch ich denke nun ernstlich daran, diesem Zustand ein Ende zu machen! Diese Idee setzt sich in meinem Gehirn immer fester, und es gewährt mir eine Art Freude, mir zu sagen, daß meine Leiden ein Ende haben werden, sobald ich es will.

Ich habe Robert Kurtis von meinem Entschluß in Kenntnis gesetzt und ihm davon mit einer ganz auffallenden Ruhe des Geistes gesprochen. Der Kapitän begnügt sich, mir durch ein zustimmendes Zeichen zu antworten. Dann aber sagt er:

»Was mich betrifft, so werde ich mich nicht selbst töten, das hieße meinen Posten verlassen, und das darf ich nicht. Wenn der Tod mich nicht vor den anderen ereilt, werde ich bis zuletzt auf dem Floß ausharren!«

Der Nebel dauert fort, wir schwimmen mitten in einer weißgrauen Atmosphäre; man sieht fast die Wasserfläche gar nicht mehr. Wie eine dichte Wolke erhebt

sich der Dunst aus dem Ozean, aber man fühlt es recht gut, daß über ihm die Sonne brennt, die in kurzer Zeit all diesen Wasserdampf aufgesaugt haben wird.

Gegen 7 Uhr glaube ich Vogelgeschrei über meinem Kopf zu vernehmen. Robert Kurtis, der aufmerksam lauscht, hört die Töne, die sich dreimal wiederholen, ebenfalls.

Beim dritten Mal nähere ich mich ihm und höre, wie der Kapitän mit dumpfer Stimme murmelt:

»Vögel! ... aber dann... dann müßte ja das Land nah sein...!«

Robert Kurtis glaubt also überhaupt noch an Land?

Ich nicht mehr! Nein, es gibt keine Kontinente, keine Inseln mehr, und der ganze Erdball ist wiederum nur jene flüssige Kugel, wie zur Zeit der zweiten Schöpfungsperiode!

Dennoch erwarte ich das Aufsteigen des Nebels mit erklärlicher Spannung, nicht deshalb, weil ich mir schmeichelte, dann vielleicht Land zu erblicken, sondern weil es mich drängt, den absurden Gedanken, den eine unerfüllbare Hoffnung mir vorspiegeln wollte, schnell loszuwerden.

Erst gegen 11 Uhr beginnt der Dunst sich zu zerstreuen, und während seine dichten Wolken über die Oberfläche des Wassers gleiten, sehe ich an manchen Stellen durch sie hindurch den Himmel schimmern.

Glänzende Strahlen dringen bis zu uns nieder und treffen uns wie weißglühende, metallene Pfeile. Doch die Kondensation der Dünste vollzieht sich in den oberen Schichten, und noch kann ich den Horizont nicht wahrnehmen.

Eine halbe Stunde lang umhüllen diese Nebel das Floß und zerteilen sich bei der absoluten Windstille nur sehr schwierig.

Robert Kurtis, der sich auf die Schanzkleidung der Plattform stützt, sucht diesen dicken Nebelvorhang mit den Augen zu durchdringen.

Endlich strahlt die Sonne mit ihrer vollen Pracht über die Oberfläche des Ozeans; der Nebel weicht zu-rück, ein großer Kreis um uns wird sichtbar und der Horizont erscheint...

Doch es ist derselbe Horizont, wie seit 6 vollen Wochen... Eine ununterbrochene runde Linie, in der Himmel und Wasser ineinander übergehen!

Nachdem Robert Kurtis sich überall umgesehen hat, verharrt er in tiefem Schweigen. Ach, ich bedaure ihn wirklich, denn von uns allen ist er der einzige, der nicht das Recht hat, zu enden, wann es ihm beliebt. Ich, ich werde morgen sterben, und wenn der Tod nicht kommt, mich abzulösen, werde ich ihm entgegengehen. Was meine Gefährten betrifft, so weiß ich gar nicht, ob sie noch am Leben sind, und es scheint mir, als wären viele, viele Tage verflossen, seit ich sie zum letzten Mal gesehen habe.



Die Nacht ist gekommen, doch habe ich keinen Augenblick schlafen können. Gegen 2 Uhr quälte mich der Durst so furchtbar, daß ich laut aufschreien mußte.

Wie? Vor dem Tod sollte ich nicht noch einmal die Wollust genießen, das Feuer zu löschen, das meine Brust verzehrt?

Und doch! Ich werde mein eigenes Blut trinken, wenn ich das der anderen nicht habe. Das wird mir zwar nichts nützen, ich weiß es, doch ich werde mein Leiden betrügen!

Kaum ist dieser Gedanke in mir aufgestiegen, da schreite ich auch schon zu seiner Ausführung. Es gelingt mir, mein Messer zu öffnen. Mein Arm ist entblößt, und mit raschem Stoß zerschneide ich eine Vene. Nur tropfenweise quillt das Blut heraus, und so stille ich meinen Durst an der eigenen Quelle alles Lebens! Dieses Blut kehrt ja wieder in mich zurück, und ich besänftige einen Augenblick meine wilden Schmerzen. Dann stockt es ganz; ihm fehlt die Kraft zu fließen!

Wie lange dauert es doch, bis jenes Morgen kommen will!

Wiederum hat sich am Horizont ein dicker Nebel angehäuft, der den Gesichtskreis, dessen Mittelpunkt das Floß einnimmt, beschränkt; aber dieser Nebel ist glühend, wie die Wolken, die aus einem Schmelzofen ausströmen.

Das ist heute der letzte Tag meines Lebens.

Bevor ich sterbe, würde ich glücklich sein, die Hand meines Freundes zu drücken. Robert Kurtis ist da, nicht weit von mir. Ich schleppe mich zu ihm hin und ergreife seine Hand. Er versteht mich, er weiß, daß das ein Abschied ist, doch es hat den Anschein, als wolle er mich durch einen letzten Gedanken an Hoffnung zurückzuhalten suchen! Das ist vergebens.

Ich hätte auch die Herren Letourneur, Miss Herbey gern noch einmal gesehen... Ich wage es nicht! Das junge Mädchen würde meinen Entschluß mir aus den Augen lesen! Sie würde mir von Gott sprechen, und von dem anderen Leben, das man ergeben erwarten solle!

Erwarten! Gott sei mir gnädig, aber ich habe den Mut dazu nicht mehr.

Ich krieche auf dem Floß hin, und mit der letzten Kraftanstrengung gelingt es mir, mich am Mast aufzurichten. Zum letzten Mal lasse ich meine Augen über dieses unerbittliche Meer hinweg schweifen und über den Horizont, der sich nie und nimmer verändert. Wenn jetzt Land erschiene, oder ein Segel sich über den

Wellen erhöbe, ich würde glauben, der Spielball einer Illusion zu sein... doch das Meer ist öde und verlassen!

Es ist jetzt 10 Uhr morgens. Der Augenblick, meinen Qualen ein Ende zu machen, ist gekommen. Das Zerren des Hungers und das Stacheln des Durstes zerreißt mich mit erneuter Heftigkeit und der Trieb der Selbst-erhaltung erlischt in mir. In einem Augenblick habe ich aufgehört zu leiden! Gott erbarme sich meiner!

In diesem Moment erhebt sich eine Stimme, ich erkenne die des Zimmermanns.

Daoulas steht neben Robert Kurtis.

»Kapitän«, sagt er, »wir wollen nun losen.«

Im Begriff mich ins Wasser zu stürzen, halte ich doch ein. Warum? Ich weiß es selbst nicht, doch ich schleppe mich nach dem Heck des Floßes zurück.

# 53

26. Januar. – Der Vorschlag ist gemacht. Alle haben ihn gehört, alle verstanden. Seit einigen Tagen schon war er zur fixen Idee geworden, die nur niemand in ihrer Nacktheit auszusprechen wagte.

Man will das Los entscheiden lassen.

Jeder soll einen Teil von dem erhalten, den das Los zum Opfer bezeichnen wird.

Nun gut, es sei! Wenn mich das Los träfe, ich würde mich nicht beklagen.

Mir scheint, daß eine Ausnahme zu Gunsten von Miss Herbey vorgeschlagen worden ist, und daß sie von André Letourneur angeregt wurde. Doch ein Murmeln des Unmuts wird unter den Matrosen hörbar. Wir sind elf an Bord. Jeder hat also zehn Chancen für und nur eine gegen sich; die vorgeschlagene Ausnahme würde dieses Verhältnis umstoßen. Miss Herbey muß das Schicksal aller anderen teilen.

Es ist nun halb 11 geworden. Der Hochbootsmann, den Daoulas’ Vorschlag wieder belebt hat, dringt darauf, daß die Verlosung sogleich vorgenommen werden solle. Er hat recht. Übrigens hängt wohl keiner von uns besonders am Leben, und der, den das Los treffen wird, geht ja den Übrigen nur um wenige Tage, vielleicht nur um wenige Stunden im Tod voran. Man weiß das; der Tod hat seinen Stachel verloren. Aber nicht 1 oder 2

Tage mehr von diesem Hunger leiden, und diesen entsetzlichen Durst empfinden, das will man, das wird man erreichen.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß sich alle unsere Namen in einem Hut befinden; es kann nur Falsten gewesen sein, der sie auf ein aus seinem Notizbuch her-ausgerissenes Stück Papier geschrieben hat.

Die elf Namen sind vorhanden, und man kommt ohne Gegenrede dahin überein, daß der letzte Name, der gezogen wird, das Opfer bezeichnen soll.

Wer wird die Auslosung vornehmen? Alle zaudern ein wenig.

»Ich«, antwortet da einer von uns.

Ich sehe mich um und erkenne Mr. Letourneur.

Er steht da, bleich, mit vorgestreckter Hand, seine weißen Haare fallen ihm über die ausgehöhlten Wangen, und er erschreckt durch seine gespenstige Ruhe!

Ach, unglücklicher Vater, ich verstehe dich; ich weiß es, warum gerade du die Namen aufrufen willst! Deine väterliche Opferfreudigkeit wird auch so weit gehen.

»Wenn es Ihnen gefällig ist!« sagt der Hochbootsmann.

Mr. Letourneur senkt die Hand in den Hut, ergreift ein Zettelchen, entfaltet es, spricht mit lauter Stimme den Namen aus, den es trägt, und übergibt es demjenigen, den es bezeichnet.

Der erste herausgezogene Name ist der Burkes, der einen Freudenschrei ausstößt.

Der zweite der Flaypols.

Der dritte der des Hochbootsmanns.

Der vierte der Falstens.

Der fünfte der Robert Kurtis'.

Der sechste der Sandons.

Die Hälfte der Namen und einer darüber ist ausge-rufen.

Meiner ist nicht gekommen, und ich versuche die Chancen zu berechnen, die mir noch bleiben: Vier gute gegen eine schlechte.

Seitdem Burke jenen Schrei ausstieß, hat niemand ein Wort vernehmen lassen.

— 299 —

Mr. Letourneur fährt in seinem traurigen Geschäft fort.

Der siebte Name ist der von Miss Herbey, aber das junge Mädchen verrät kein Zeichen der Freude.

Der achte Name ist meiner. Ja! Meiner!

Der neunte Name:

»Letourneur!«

»Welcher?« fragt der Hochbootsmann.

»André!« antwortet Mr. Letourneur.

Da hört man einen wiederholten Schrei, und André stürzt bewußtlos zusammen.

»Nur vorwärts!« ruft der Zimmermann Daoulas, dessen Name mit dem von Mr. Letourneur allein noch im Hut zurückgeblieben ist.

Daoulas betrachtet seinen Rivalen als das Opfer, das er verschlingen will. Mr. Letourneur selbst zeigt fast ein Lächeln. Er führt seine Hand wieder in den Hut, er zieht das vorletzte Los heraus, entfaltet es langsam, und ohne daß seine Stimme zittert und mit einer Seelenstärke, die ich diesem Greis kaum zugetraut hätte, spricht er den Namen »Daoulas!« aus.

Der Zimmermann ist gerettet, und ein Stoßseufzer entringt sich seiner Brust.

Dann nimmt Mr. Letourneur noch das letzte Zettelchen und zerreißt es, ohne es erst zu öffnen.

Doch ein Stückchen des zerrissenen Papieres fliegt von niemand beachtet nach einer Ecke des Flosses. Ich krieche danach hin, ich ergreife es, und auf einer Ecke lese ich noch: And...

Mr. Letourneur kommt eiligst auf mich zu, entreißt meinen Händen das winzige Stück Papier, dreht es fest zusammen, und indem er mich scharf und ernst anblickt, wirft er es ins Meer.

Fortsetzung 26. Januar. – Ich hatte es wohl verstanden; der Vater hat sich für den Sohn geopfert, und da er ihm nichts mehr zu geben hat als sein Leben, so gibt er ihm dieses.

Doch alle jene Verhungerten wollen nicht warten, und der Schmerz in ihren Eingeweiden verdoppelt sich in Gegenwart des ihnen zugefallenen Schlachtopfers.

Mr. Letourneur ist für sie kein Mensch mehr. Noch haben sie nichts gesagt, aber ihre Lippen spitzen sich, ihre Zähne, die zum raschen Erfassen schon sichtbar werden, würden jenen wie die Zähne der Raubtiere und mit der gierigen Gefräßigkeit der Bestien zerfleischen. Soll man es mit ansehen, daß sie sich auf ihr Opfer stürzen und es lebend verschlingen?

Wer sollte glauben, daß jemand noch jetzt einen Appell an das Restchen von Menschlichkeit in jenen wagen, und besonders, daß er gehört werden würde? Ja!

Ein Wort war doch imstande, ihnen in dem Augenblick Halt zu gebieten, da sie sich auf Mr. Letourneur stürzen wollten, und der Hochbootsmann, in Begriff als Fleischer zu dienen, sowie Daoulas mit der Axt in der Hand sind plötzlich still stehen geblieben.

Miss Herbey geht oder schleppt sich vielmehr auf jene zu.

»Meine Freunde«, beginnt sie, »wollt ihr noch einen einzigen Tag warten? Nur einen Tag! Wenn sich bis morgen kein Land zeigt, kein Schiff uns begegnet ist, so mag unser armer Gefährte euch als Beute gehören...?«

Bei diesen Worten wird mein Herz wieder lebendiger.

Mir scheint es, als spräche das junge Mädchen in einem so zuversichtlich prophetischen Ton, und als sei es die Eingebung eines Höheren, die diese edle Seele antreibt.

Oh, wie kehrt die Hoffnung wieder in mein Herz ein.

Die Küste, das Schiff, gewiß hat Miss Herbey sie schon in einer übernatürlichen Vision gesehen, die Gott seinen Auserwählten manchmal sendet. Was will ein

Tag bedeuten, gegenüber den Qualen, die wir schon erduldet haben?

Robert Kurtis ist auch meiner Meinung; wir vereinigen unsere Bitten mit denen von Miss Herbey, Falsten spricht in demselben Sinn, wir flehen unsere Gefährten, den Hochbootsmann, Daoulas, die anderen an...

Die Matrosen halten schweigend ein.




Der Hochbootsmann wirft die Axt weg und murmelt:

»Also bis morgen mit Anbruch des Tages!«

Dieses Wort sagt alles. Wenn sich morgen weder Land noch ein Schiff zeigt, wird das schreckliche Opfer gebracht werden.

Jeder kehrt nach seinem Platz zurück und unterdrückt seine Schmerzen mit dem Aufgebot der letzten Kräfte. Die Matrosen verbergen sich unter den Segelstücken und haben gar kein Interesse mehr daran, nach dem Meer auszuschauen. Sie sind gleichgültig geworden, – morgen werden sie ja essen.

Inzwischen ist André Letourneur wieder zu sich gekommen, und mit dem ersten Blick sucht er seinen Vater.

Dann sehe ich, wie er die Insassen des Floßes zählt... Es fehlt nicht einer. Auf wen ist das Los nun gefallen? Als André das Bewußtsein verlor, verblieben nur noch zwei Namen, der des Zimmermanns und der seines Vaters, im Hut! Und Mr. Letourneur so gut wie Daoulas sind doch beide noch da!

Miss Herbey nähert sich dem jungen Mann und sagt ihm einfach, daß die Losziehung nicht beendet worden sei. André Letourneur verlangt nicht mehr zu wissen und ergreift die Hand seines Vaters. Mr. Letourneurs Gesicht hat einen ruhigen, fast lächelnden Ausdruck. Er sieht nichts, er versteht nichts anderes, als daß sein Sohn gerettet ist. Diese beiden so innig verbundenen Wesen sitzen im Heck und sprechen leise miteinander.

Doch ich muß noch einmal auf den ersten Eindruck zurückkommen, den das Dazwischentreten des jungen Mädchens in mir hinterließ. Ich glaube jetzt an eine Hilfe durch die Vorsehung, und ich vermag nicht zu sagen, bis zu welcher Tiefe dieser Gedanke in meinem Gehirn sich festwurzelt. Ich möchte behaupten, daß wir vor dem Ende unseres Elends stehen, und daß das Land oder ein Schiff dort, einige Meilen unter dem Wind, sein müsse; so sicher bin ich dieser Hoffnung! Erstaune niemand über diesen Umschlag in mir. Mein Gehirn ist so schwach, daß Chimären in ihm jetzt zur Wirklichkeit werden.

Ich erzähle den Herren Letourneur von meinen Ahnungen. André ist ebenso vertrauenselig wie ich. Der arme Junge! Wenn er wüßte, daß morgen...!

Der Vater hört mir ernsthaft zu und bestärkt mich noch in meiner Hoffnung. Er glaubt gern – und sagt es wenigstens, – daß der Himmel die Überlebenden verschonen werde, und er überhäuft seinen Sohn mit Liebkosungen, mit den letzten des zärtlichen Vaterherzens.

Später, als ich mit ihm allein war, neigte sich Mr. Letourneur dicht zu mir.

»Ich empfehle Ihnen mein unglückliches Kind«, flüstert er, »und möge es ihm

nie bekannt werden, daß...«

Er vermag den Satz nicht zu vollenden, heiße Tränen entquellen seinen Augen!

Ich – ich bin ganz Hoffnung.

Ohne mich einen Augenblick abzuwenden, betrachte ich den Horizont und durchlaufe ihn mit den Blicken in seinem ganzen Umfang. Noch ist er leer, aber das beunruhigt mich nicht. Noch vor morgen wird das Land oder ein Segel gemeldet werden.

Robert Kurtis beobachtet das Meer ebenso wie ich.

Miss Herbey, Falsten, selbst der Hochbootsmann fassen ihre ganze Lebensenergie in den Augen zusammen.

Inzwischen sinkt die Nacht herab, doch ich habe die felsenfeste Überzeugung, daß ein Fahrzeug bei dieser Dunkelheit uns nah genug kommen werde, um unsere Signale mit Tagesanbruch sehen zu können.

27. Januar. – Ich schließe kein Auge und höre das geringste Geräusch, das Plätschern des Wassers, das Murmeln der Wellen. Ich mache die auffällige Beobachtung, daß sich kein Haifisch mehr in der Nähe des Floßes befindet. Ich erblicke darin ein glückverheißendes Vorzeichen.

Der Mond ist um 12 Uhr 46 aufgegangen und zeigt sein letztes Viertel, doch gestattet mir sein unzureichendes Licht nicht, das Meer in einem größeren Umkreis zu überblicken. Wie häufig glaubte ich in der Entfernung einiger Kabellängen das so ersehnte Segel zu erschauen!

Aber der Morgen kommt, und die Sonne steigt über derselben Wasserwüste auf.

Der schreckliche Augenblick naht, und ich fühle alle meine Hoffnungen des letzten Tages wieder verlöschen.

Das Schiff erscheint nicht, ebensowenig das Land. Ich kehre zur Wirklichkeit zurück, und in mir lebt die Erinnerung auf. Jetzt ist die Stunde, in der die schreckliche Hinrichtung stattfinden soll! Ich wage das Opfer nicht mehr anzusehen, und wenn seine so wohlwollenden, so resignierten Blicke sich auf mich richten, schlage ich die Augen nieder.

Ein unbesiegbarer Schrecken schnürt mir die Brust zusammen, und mein Kopf schwindelt, als ob ich betrunken wäre.

Es ist jetzt 6 Uhr morgens. Ich glaube an keine göttliche Hilfe mehr. Mein Herz schlägt mehr als hundert Mal in der Minute, und ein kalter Angstschweiß dringt mir aus allen Poren.

Der Hochbootsmann und Robert Kurtis, die am Mast stehen, forschen unausgesetzt über den Ozean. Der Hochbootsmann ist schrecklich anzusehen. Man erkennt wohl an ihm, daß er der Stunde nicht vorgreifen, aber auch, daß er sie nicht vorübergehen lassen wird. Es ist mir unmöglich, zu erraten, was die Empfindungen des Kapitäns sind, doch sein Gesicht ist bleich, und er scheint nur noch mit den Augen zu leben.

Die Matrosen schleppen sich über die Plattform, und mit ihren gierigen Blicken verschlingen sie schon das unglückliche Opfer.

Ich vermag mich nicht mehr auf meinem Platz zu halten und rutsche nach dem Vorderteil des Floßes hin.

Immer auslugend steht der Hochbootsmann da.

»Nun denn!« ruft er plötzlich.

Ich schnelle bei diesen Worten in die Höhe.

Der Hochbootsmann, Daoulas, Flaypol, Burke, Sandon begeben sich nach dem Heck, und krampfhaft er-faßt der Zimmermann die Axt!

Miss Herbey kann jetzt einen Schrei nicht unterdrücken.

Plötzlich richtet sich André auf.

»Mein Vater?« spricht er mit erstickter Stimme.

»Das Los hat mich getroffen...« antwortet Mr. Letourneur.

André stürzt sich auf seinen Vater und umschlingt ihn mit den Armen.

»Nie! Niemals!« brüllt er. »Eher tötet mich! Bringt mich doch um! Ich bin es gewesen, der Hobbarts Leiche ins Meer geworfen hat. Ich bin es, ich bin es, den ihr er-würgen müßt!«

Der Unglückliche!

Seine Worte steigern nur die Wut der Henker, und Daoulas geht auf ihn zu und entreißt ihn den Armen von Mr. Letourneur mit den Worten:

»Nicht so viel Umstände!«

André stürzt rückwärts nieder, und zwei Matrosen fesseln ihn, so daß ihm jede Bewegung geraubt ist.

Zur gleichen Zeit ergreifen Burke und Flaypol ihr Opfer und zerren es nach dem Vorderteil des Floßes.

Dieser schreckliche Auftritt vollzog sich schneller, als ich ihn zu beschreiben imstande bin. Das Entsetzen hält mich wie angenagelt zurück. Ich möchte mich zwischen Mr. Letourneur und seine Henker stürzen, ich kann es nicht!

Da hat sich Mr. Letourneur erhoben und die Matrosen, die ihm schon einen Teil seiner Kleidung von den Schultern gerissen haben, zurückgestoßen.

»Nur einen Augenblick«, sagt er mit einer Stimme voll unerschütterter Energie, »einen Augenblick! Ich habe nicht die Absicht, jemandem die ihm zukommende Ration zu entziehen! Doch ich denke, ihr würdet mich heute doch nicht ganz und gar aufzehren können!«

Die Matrosen halten ein und sehen und hören erstaunt auf ihn.

Mr. Letourneur fährt fort:

»Ihr seid zehn. Sollten euch meine Arme nicht für heute genug sein? Schneidet sie ab und morgen erhaltet ihr das Übrige!«

Letourneur streckt seine beiden nackten Arme vor.

»Einverstanden!« ruft mit schrecklicher Stimme der Zimmermann Daoulas.

Und schnell wie der Blitz erhebt er die Axt...

Robert Kurtis hat es nicht mehr mit ansehen können.

Ich auch nicht! Solange wir leben, darf dieser Mord nicht ausgeführt werden. Der Kapitän stürzt sich unter die entmenschten Henker, ihnen ihr Opfer zu entreißen, ich werfe mich in den Tumult... Aber kaum komme ich hinzu, da werde ich von einem der Matrosen mit aller Gewalt zurückgestoßen und falle ins Meer...

Ich schließe den Mund. Ich will an Erstickung sterben, aber die Atemnot überwindet meinen Willen; meine Lippen öffnen sich, und einige Schlucke Wasser dringen in meine Kehle...!

O du ewiger Gott! Das Wasser ist süß!

Fortsetzung 27. Januar. – Ich habe getrunken! Ich habe getrunken! Ich bin neu geboren! Das Leben zieht wieder in mich ein! Ich will nicht mehr sterben!

Ich schreie und werde gehört. Kurtis erscheint über der Schanzkleidung und wirft mir ein Tau zu, das meine Hand erfaßt. Ich klettere an Bord und breche auf der Plattform zusammen.

»Süßwasser! Trinkwasser!« sind meine ersten Worte.

»Süßwasser?« ruft Robert Kurtis, »meine Freunde, das rettende Land ist da!«

Noch ist es Zeit! Der Mord ist noch nicht vollbracht!

Das Opfer noch nicht geschlachtet! Robert Kurtis und André hatten gegen die Kannibalen gekämpft, und gerade als sie dem Unterliegen nahe waren, sind meine Rufe zu ihnen gedrungen.

Der Kampf schweigt. Ich rufe nochmals die Worte:

»Süßwasser! Trinkwasser!« neige mich über den Rand des Floßes und trinke, ja, ich trinke mit langen, wohltätigen Zügen!

Miss Herbey folgt zuerst meinem Beispiel. Robert Kurtis, Falsten, alle Übrigen stürzen sich nun auf die neuerschlossene Lebensquelle; jeder kühlt sein brennendes Verlangen. Die wilden Tiere der letzten Minuten strecken die Arme gen Himmel, und einige Matrosen bekreuzen sich, da sie ein Wunder vor sich zu haben glauben. Alle knien am Bordrand nieder und trinken mit wahrhaft wollüstigem Entzücken. Der Ausbruch der Freude folgt dem der Wut!

André und sein Vater sind die letzten, die dem allgemeinen Beispiel folgen.

»Doch wo, wo sind wir?« habe ich laut gefragt.

»Da!« antwortet Robert Kurtis und weist mit der Hand nach Westen.

Man sieht ihn verwundert an. Ist jetzt der Kapitän auch toll geworden? Es ist keine Küste in Sicht, und das Floß nimmt noch immer den Mittelpunkt der Wasserscheibe ein.

Und doch, das Wasser ist ja süß. Seit wann? Einerlei; jetzt haben die Sinne uns

nicht betrogen und unser Durst ist gelöscht.



»Jawohl«, fährt der Kapitän fort, »noch ist das Land unsichtbar, doch wir haben es weniger als 20 Meilen unter dem Wind.«

»Welches Land?« fragt der Hochbootsmann.

»Das amerikanische Festland, und zwar denjenigen Teil, an dem der Amazonas mündet, denn dieser Strom allein wälzt seine Fluten mit solcher Gewalt ins Meer, daß er imstande ist, bis auf 20 Meilen dessen Salzwasser zu verdrängen!«

Fortsetzung 27. Januar. – Robert Kurtis hatte vollkommen recht, denn die Mündung des Amazonas, der so viel Wasser ins Meer führt, ist die einzige Stelle des Atlantischen Ozeans, an der wir Süßwasser antreffen konnten. Das Land ist da. Wir fühlen es voraus! Der Wind trägt uns dorthin.

In diesem Augenblick erhebt sich Miss Herbeys Stimme gen Himmel, und wir verbinden unsere Gebete mit ihrem!

André Letourneur liegt in den Armen seines Vaters, und wir anderen alle, auf dem Vorder- und Hinterteil des Floßes, starren nach dem Horizont im Westen...

Eine Stunde später ruft Robert Kurtis laut:



»Land! Land!«

....................................................

....................................................

Das Tagebuch, in dem ich meine täglichen Beobachtungen niedergelegt habe, ist beendet. In wenigen Stunden werden wir gerettet, was ich noch mit kurzen Worten erzählen will.

Das Floß begegnete gegen 11 Uhr morgens an der Magouri-Spitze der Insel Marajo mitleidigen Schiffern, die uns aufnahmen und stärkten. Dann wurden wir nach Para übergeführt und der Gegenstand der rührendsten Sorgfalt.

Das Floß stieß unter 0° 12′ nördlicher Breite an Land.

Es ist also, seit wir das Schiff verließen, mindestens 15

Grad nach Süden getrieben worden. Ich sage mindestens, denn offenbar waren wir schon weiter nach Süden verschlagen, und wenn wir an der Mündung des Amazonas anlangten, so kommt das daher, daß der Golfstrom das Floß wieder erfaßt und es dorthin getrieben hat. Ohne diesen glücklichen Umstand wären wir verloren gewesen.

Von 32 Menschen, nämlich 9 Passagieren und 23 Seeleuten, die sich in Charleston eingeschifft hatten, waren nur 5 Passagiere und 6 Seeleute übrig – im ganzen 11

Personen.

Das sind die einzigen Überlebenden der ›Chancellor‹.

Von den brasilianischen Behörden wurde ein offizielles Protokoll aufgenommen.

Unterzeichnet haben es: Miss Herbey, J. R. Kazallon, Letourneur sen., André Letourneur, Falsten, der Hochbootsmann, Daoulas, Burke, Flaypol, Sandon und als letzter – Robert Kurtis, Kapitän.

Ich füge hinzu, daß uns in Para sofort Gelegenheit geboten wurde, in unser Vaterland zurückzukehren.

Ein Schiff brachte uns nach Cayenne, und wir wollen die französische Transatlantische Linie von Aspinwall benutzen, deren Steamer ›Ville-de-Saint-Nazaire‹ uns nach Europa zurückbringen soll.

Ist es aber jetzt, nach so viel gemeinschaftlich überstandenen Prüfungen, nach so vielen Gefahren, denen wir nur wie durch ein Wunder entgangen sind, nicht ganz natürlich, daß ein unlösliches Freundschaftsband sich um die Passagiere der ›Chancellor‹ schlingt, und daß sie unter allen Verhältnissen, und wie weit das Schicksal sie auch voneinander wegführe, sich niemals vergessen werden? Robert Kurtis ist jetzt auf immer der Freund derjenigen, die seine Unglücksgefährten waren.

Miss Herbey hatte die Absicht, sich von der Welt zu-rückzuziehen und ihr späteres Leben den Leidenden zu widmen.

»Ist denn mein Sohn nicht auch ein Kranker...!« hat Mr. Letourneur darauf zu ihr gesagt.

Miss Herbey hat jetzt in ihm einen Vater, in seinem Sohn einen Bruder gefunden. Ich sage, einen Bruder, doch in kurzer Zeit wird dem mutigen Mädchen in ihrer neuen Familie dasjenige Glück winken, das sie verdient und wir ihr alle von ganzem Herzen wünschen.

Inhalt

[1] 520.000 Mark.

[2] 40.000 Mark.

[3] Seemeilen, 4 = 1 geographische Meile.

[4] 240 Mark.

[5] Eine Art Futterdielen.

[6] Wetterpropheten

[7] Ringwolken.

[8] 65 Liter

[9] In Paris leben eine Anzahl Leute von dem sonderbaren Gewerbe, bei Gesellschaften, die zufällig nur aus dreizehn Personen bestehen, zur Aushilfe als »Vierzehnte« einzuspringen.